This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

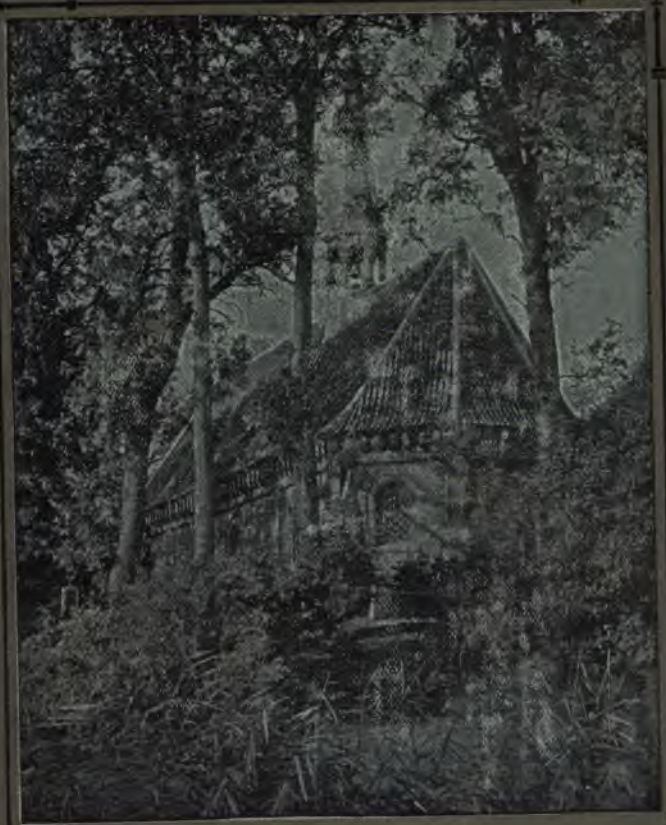
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Dorfpredigten

Gustav Frenssen

Erster Band

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Dorfpredigten

von

Guſtav Frenſſen
Paſtor a. D. in Barlt, Holſtein.

Erſter Band
Vierte Auflage
6. und 7. Tauſend.

G. Albers.
1903.
(Inſtanten.)

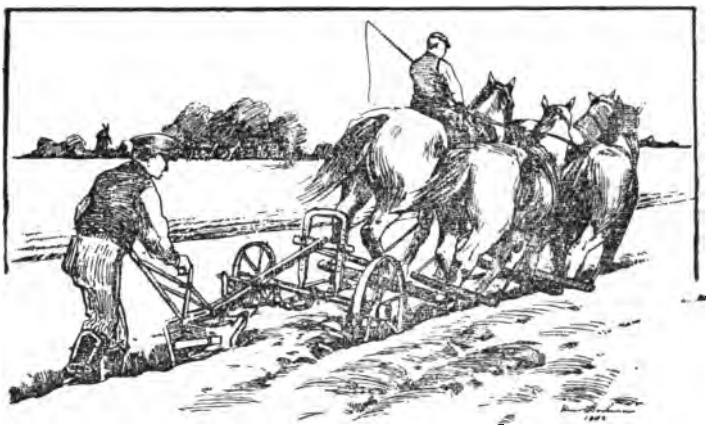
Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht
1902.

Kum

BV257
F7
v.1

1. Auflage 1899.
2. Auflage 1900.
3. Auflage 1902.

Brunn'sche Buchdruckerei, Heiligenstadt.



Aus dem Vorwort zur erſten Auflage.

Es giebt viele Predigtſammlungen, welche zu den zahlreichen Leuten reden, die in der chriſtlichen Weltanſchauung wohnen wie in ihrer eignen Stube; aber wenige, welche zu jenen zahlreicheren Leuten ſprechen, die in die Kirche kommen wie in eines fremden Mannes vornehmes Haus.

Es giebt viele Predigtſammlungen, die gelehrt ſind, oder trocken nüchtern oder langatmig; aber wenige, in denen Gottes Wort und die tägliche Not und Freude der Menſchen, mit einander vermengt, in raſchen Gedankengängen und bunten Bildern dargeboten werden.

Der Verfaſſer.

Inhalt des ersten Bandes.

		Seite
1. 2. Advent	„Jesus kam“	5
2. Weihnachten	„Weihnachtsstimmung“	15
3. Neujahr	„Wir sind in Gottes Händen“	27
4. 2. n. Epiphanias	„Jesus predigt in Nazareth“	36
5. Septuagesimae	„Es ist der Mühe wert, ein Christ zu sein“	43
6. Laetare	„Jesus vor Pilatus“	51
7. Charfreitag	„Stillfreitag“	61
8. Ostern	„Die Jünger von Emmaus“	70
9. Rogate	„Vom Beten“	81
10. Pfingsten	„Pfingsten, das Fest der That“ . . .	89
11. Trinitatis-Sonntag	„Gottes Haus und Hausgenossen“ . .	98
12. 3. n. Trinitatis	„Zwei Kinder Gottes“	108
13. 6. „ „	„Vom Himmelreich“	117
14. 7. „ „	„Der Mensch — ein Knecht“	125
15. 9. „ „	„Von der köstlichen Perle“	134
16. 11. „ „	„Von Liebe und Gnade“	143
17. 20. „ „	„Die Hochzeit des Königssohns“ . . .	153
18. Erntefest	„Unser Erntedank“	163
19. Reformationsfest	„Wir freuen uns über Luthers Werk“ .	172
20. Totenfest	„Unsere große Hoffnung“	180

Verzeichnis der im ersten Bande behandelten Stellen . . . 190

Jesus kam.

2. Advent. — Brief an die Römer 15, 4—13.

Liebe Christen . . Weihnacht steht vor der Thür. Das ist die Thatsache, die diesen Tagen und Wochen ihre besondere Farbe giebt. Wenn du mit den Deinen am Tisch unter der Lampe sitzst, dann weiß ich, daß bald das Wort fällt: „Nun dauerts nicht lange: dann ist Weihnacht". — Wenn du in diesen Tagen mit deinem Nächsten redest, wenn du in Gesellschaft sitzest, was wird geredet? „Weihnacht ist nahe!" — Wenn da eine Mutter ist, eine treue, gottesfürchtige Mutter, was grübelt sie? Daß sie den Ihren ein gemütliches, freundliches Fest bereite. — Wenn da Traurige sind, die ein Glied der Familie verloren haben, was denken sie? Daß der Heimgegangene ihnen am Weihnachtsabend fehlen wird. — Weihnacht kommt! Davon redet man, daran denkt man; das liest man in den Zeitungen; das Wort hört ihr jetzt auch im Gottesdienst: „Weihnachten kommt!"

So müssen wir denn über dies „Weihnachten" nachdenken. Wir, die wir Christen sind, haben vor Gott und Menschen die Pflicht, besinnliche Leute zu sein und uns zu fragen: was hat das auf sich: „Weihnacht?" Andre, unzählige Menschen, tausende von Gelehrten darunter, mögen sich bei dem Wort „Weihnacht" garnichts denken. Sie mögen glauben, Weihnacht zu feiern, wenn sie die Festtage träge umherliegen oder ins Wirtshaus gehn oder um den Tannenbaum springen. Für uns, als Christen und verständige Leute, schickt es sich, daß wir nachdenken und fragen: was ist Weihnacht?

So gebe ich nun kurze Antwort: Weihnacht ist erstens eine alte Geschichte, und wer nicht über diese alte Geschichte

nachgrübelt, der soll nicht sagen, daß er Weihnacht feiert. Weihnacht ist zweitens eine Herzenssache, und wem die Sache nicht zu Herzen geht, der soll nicht sagen, daß er Weihnacht feiert. Die Geschichte aber ist diese: Jesus kam. Die Herzenssache aber ist diese: Jesus kam für dich.

Text: Brief an die Römer 15, 4—13.

Jesus kam I. als Erfüller großer Hoffnung, II. als Retter aus großer Not, III. er kam für dich.

Es ist euch allen bekannt, daß das deutsche Volk Jahrhunderte lang zerrissen und erniedrigt gewesen ist. Ihr habt von den bösen Zeiten gehört, als von Westen her die Franzosen, von Osten die Russen, von Norden die Schweden und Dänen, und von Süden über die Alpenberge römische Falschheit gekommen sind und an sich gerissen haben, was ihnen wehrlos preisgegeben war. Sechshundert Jahre lang sind fremde Völker gekommen und haben die deutschen Weizen- und Roggenfelder und die deutsche Ehre zertreten. Aus diesen Zeiten sind uns Bücher erhalten, in denen ausgezeichnete, ernste und kluge Männer über den Jammer des Landes reden, der ihnen das Herz zerriß. Aber zugleich, indem sie klagen, sprechen sie die Hoffnung aus, daß einmal eine Zeit kommen werde, wo die deutsche Nation einig und stark dastehn würde. So die Bücher. Unterdes ist das einfache, ungelehrte Volk nicht still gewesen; auch in ihm lebte dieselbe Hoffnung. Es ging eine Sage um im Volk, wie eine alte Frau, und erzählte, daß der letzte große Kaiser nicht gestorben sei, sondern in einem Berg verschlafen sitze und das Szepter wieder in die Hand nehmen werde, wenn seine Zeit gekommen . . . Ihr wißt alle, wie diese Hoffnung in Erfüllung gegangen ist. Deutlich und klar liegen die Ereignisse vor uns: wie der Kaiser auftrat, gleichsam aus der Vergangenheit und aus der Nacht auftauchend, ein Mann mit schon weißem Haar, und wie er das unglückliche Vaterland wieder einig und mächtig machte. Genau wie die Väter es gehofft hatten, genau, wie die weise Frau erzählt hatte: so

ist es in Erfüllung gegangen. — Nun, als Christ, was soll ich dazu sagen? Ich sage: Solche sittliche starke Volkshoffnung, ist Gottes Werk. Ich sage: Gott war es, der diese Hoffnung eingab, der also in geheimer Weise an der Volksseele arbeitete, und Gott war es auch, der „um der Wahrhaftigkeit willen" auch die Erfüllung gab.

Nun steht hier in dem Text: Jesus Christus ist ein Diener des Judentums gewesen, „um der Wahrheit willen Gottes, zu bestätigen die Verheißungen". . . Liebe Christen, was diese deutsche Kaiserhoffnung im kleinen war, das ist die Christushoffnung des jüdischen Volkes im großen gewesen. Was diese deutsche Kaiserhoffnung im Staatsleben war, das ist die Christushoffnung im Seelenleben gewesen. Wenn Gott, wie wir als Christen glauben, bei der deutschen Kaiserhoffnung seine Hand im Spiel gehabt hat, wenn Gottes Hand es war und nicht die Hände von müssigen Träumern, welche diese Hoffnung in unserm Volke immer wieder zu Flammen schürte: dann hat Gott bei der Christushoffnung seine Hand noch viel mehr im Spiel gehabt. Er hat am Herd gestanden Jahrhunderte lang und gesorgt, daß die Flammen nicht starben.

Köstlich ist das Hoffen und Warten des Volkes Israel, köstlich, davon zu reden in heiliger Adventszeit. Es ist ein erschütterndes, wunderbares Bild, ganz durchleuchtet von Ewigkeitslicht. Das Volk Israel, das mitten im Herzschlag der damaligen Welt saß, das gewissermaßen die Welle des Weltrades war, erlebt die bunteste, wechselvollste Geschichte: die Stammväter leben als Fremdlinge unter wilden, heidnischen Völkern; in harter Knechtschaft entwickelt sich das junge Volk; durch die Schrecken der Wüste, wie durch eine harte Schule, kommen sie wieder in die Heimat; sie werden in furchtbare Not gestürzt, daß sie Volkstum und Glauben verlieren, und werden durch einen klugen und tapferen Volkskönig auf kurze Zeit ein mächtig Volk; endlich werden sie Spielball in der Hand großer, fremder Völker, fliegen von einer Hand in die

andere, wie von Kinderhänden geworfen: aber wie es ihm auch geht, ob hoch oder niedrig, arm oder reich, in Freude oder Jammer, immer wohnt und glüht, lacht und weint die Hoffnung: es wird Einer kommen und wird unserm Volk und allen andern Völkern Friede und Brot und selige Zeiten bringen. Meine Zuhörer ... was wollen wir als Christen dazu sagen? Wer brachte das fertig, daß diese Hoffnung ein Leben hatte von anderthalb Jahrtausenden? Die Menschen starben, ein Geschlecht nach dem andern; aber dieser Glaube erbte sich von Kind auf Kindeskinder: es gab nichts, das ihn töten konnte! ... Ich sage: Gott stand am Herd und schürte die Glut; oder wie es in der heiligen Schrift heißt: „die Männer Gottes haben geredet, getrieben vom heiligen Geiste". Gott gab die Hoffnung und Gott gab auch die Erfüllung. So wie hier steht: „Christus kam um der Wahrhaftigkeit Gottes willen, zu bestätigen die Verheißungen, die den Vätern gegeben waren" ...

* * *

Jesus kam, als Retter aus großer Not. Das war das Zweite.

Ich muß noch einmal von Hoffnungen reden. Liebe Christen ... In den ältesten Urkunden der Menschheit, nämlich in einigen uralten Sagen und im ersten Buch Moses, da stoßen wir, auf der Schwelle der Menschengeschichte, auf zwei Dinge: auf die Erkenntnis einer großen Not, in der die Menschheit sich befindet, und auf die Hoffnung, daß ein Retter kommen und aus dieser allgemeinen Menschennot heraushelfen wird. Und diese beiden Gedanken gehen dann durch alle Jahrhunderte, bis Jesus kam. Die Völker aber, welche noch nicht an Jesus glauben: die Juden, die Völker Asiens und Afrikas, haben — nicht alle, aber viele — eine dunkle Hoffnung, daß eine Erlösung von allerlei Ungemach und Lebensbitterkeit kommen wird.

Es ging und geht in der Heidenwelt die Sage, daß ein golden Zeitalter kommen muß: da wird kein Hunger sein, kein

Streit, keine Ungerechtigkeit. Es wird ein Gott kommen oder ein Mensch, wie von Gott gesandt, und wird eine Erkenntnis mit sich bringen, die die verdüsterte unselige Welt mit hellem Licht erfüllen wird. In dieser Hoffnung und Erwartung, welche die Völker so erhob, so quälte, setzten und setzen sie neue Götter auf den Thron und stoßen sie wieder herunter, wenn sie der Not nicht abhelfen können. Diese Hoffnung und Erwartung war es, welche einst die klugen und feinen Griechen veranlaßte, in ihrer Hauptstadt eine Bildsäule zu setzen „dem unbekannten Gott." Diese Hoffnung und diese Erwartung ist es, welche den Häuptling in Ostafrika veranlaßt, seinem Holzgott die Peitsche zu geben. Er bringt ja weder Rat noch Rettung.

Und fürwahr: die heidnischen Menschen hatten wohl Ursache, nach Rat und Rettung auszuschauen; denn immer tiefer ging es hinein in den Sumpf. Es ging zuletzt bis an den Hals in die Not. Es gab keinen Glauben. Weißt du, was das bedeutet? Das heißt: rein oder unrein, keusch oder unkeusch, ein Wahrer oder ein Betrüger, ein Treuer oder ein Falscher, ein Segner oder ein Mörder: das ist alles gleichgültig. Und ist es gleichgültig, so laßt uns thun, was uns gefällt: da gefiel den Menschen das Gemeine. — Es gab keine Liebe. Weißt du, was das bedeutet? Das heißt: freundlich oder unfreundlich, Helfer oder Hasser, Bruder oder Sklave, Abel oder Kain: das ist gleichgültig. Und ist es gleichgültig: da wählten die Menschen das Hassen. — Es gab keine Hoffnung. Weißt du, was das bedeutet? Das heißt: Wir begraben den Leib und die Seele. Es ist kein Unterschied zwischen uns und dem Tier; nur daß wir aufrecht gehn und schlauer sind. Da sprachen die Menschen: „Dann laßt uns essen und trinken, lügen und an uns reißen, lachen und verzweifeln; denn morgen sind wir tot."

Liebe Christen! Ich kann es vor euch nicht ausreden, wie groß der Jammer der Welt war, wie entsetzlich die sitt-

liche Verkommenheit, wie die Menschen, die einen zu Tigern, die andern zu Schweinen wurden. Das war zu Jesu Zeit, daß die Menschheit am tiefsten stand. Tiefer konnte sie nicht mehr sinken. Sie war daran, im Schmutz zu ersticken. Es war die Zeit da, daß es nicht weiter so ging. Die Menschheit hatte Bankerott gemacht und hockte verzweifelt und fluchend auf der Schwelle des wüsten, verlotterten Hofes. Es mußte eine Hand aus den Wolken greifen und mit einer furchtbaren, übermenschlichen Kraft den ganz verfahrenen Wagen der Menschengeschichte nicht allein aus dem tiefen Schmutz heben, in dem er bis an die Achsen saß, sondern ihn auch umdrehen und ihm nach einem hoch und freigelegenen Land die Richtung geben. So weit war es gekommen, so herrlich weit hatten es die Menschen gebracht mit ihrem lächerlichen Hochmut, in dem sie mit weiser Miene an Gottes Gewissensgeboten gedeutelt und gefeilt hatten: „Sollte Gott gesagt haben? Sollte Gott wirklich gesagt haben?"

Andeuten will ich Einiges von dem Jammer und der Not. Einige Notschreie aus heidnischer Zeit sollt ihr vernehmen. Ich erinnere euch, daß unser Heiland, obwohl er nichts verbrochen hatte, was ehrenrührig war, und obwohl die weltliche Obrigkeit, wie sie selbst bekannte, keine Schuld an ihm fand, unter dem Jubel eines ganzen Volkes zu Tode gemartert wurde. Ich erzähle euch, daß zur Zeit unseres Herrn tausend Marterkreuze bei Rom errichtet wurden, um aufsässige Sklaven daran zu hängen, von den lebenden Fackeln in Neros Garten, und wie die Christen zum Schauspiel für die damalige erste Stadt der Welt den wilden Tieren vorgeworfen wurden. Ich erzähle euch, wie selbst die Klügsten und Besten im Volk in Bezug auf gute Sitte und Barmherzigkeit wie farbenblind geworden waren und grausam und sittenlos dachten und lebten; wie die Allerbesten, tiefe, feine Naturen, an der Zukunft des Menschengeschlechts verzweifelnd, freiwillig aus dem Leben gingen; wie aber die Götzenpriester

die unwissende, wie trunken hin und herwankende Masse des Volkes betrogen und verlachten. Ihr habt aber selbst oft gehört und gelesen, in welche jammervolle Not und Angst unsere Missionare hineinsehn, die in Indien und Afrika das Evangelium verkünden. Diese ganze Not in der Heidenwelt ist aber nicht eine Not einzelner Menschen, sondern eine allgemeine Volksnot. Es ist nicht Einzelelend, sondern Weltelend.

Liebe Christen! Ich weiß wohl, daß in der Welt auch jetzt noch viel Not ist und noch viel zu heilen übrig bleibt, obgleich das Evangelium schon neunzehnhundert Jahre an der Menschheit arbeitet. Ja, ich sage, daß oft genug das reine Evangelium selbst, in bösen und harten und engherzigen Menschenseelen verändert und verzerrt, dem Bösen in der Welt jammervollen Handlangerdienst hat leisten müssen. So war es zu der Zeit, da man die Andersgläubigen auf die Scheiterhaufen schleppte; so ist es noch jetzt, wo König Mammon so oft den Rock Christi angezogen hat und für die Not im Volk ein wenig billige Freundlichkeit hat, ein wenig Almosen, aber keine starke soziale Hilfe. Aber ist das Gottes Schuld ~~oder die Schuld seines~~ Evangeliums, wenn es langsam vorwärts geht, wenn wir noch lange nicht ganze Christen sind, wenn das Christentum noch jetzt in der Welt in Kinderschuhen geht? Wäre es leicht gewesen, die ganz verfahrene Welt auf den rechten, hohen Weg zu bringen, und wäre dieser Weg leicht und glatt zu fahren, dann fürwahr, dann wäre das jammervolle Kreuz auf Golgatha nicht nötig gewesen. Es muß aber nötig gewesen sein; und nötig wird noch viel Arbeit des Geistes Gottes sein, bis die Christenheit christlich geworden und die Heidenwelt zu Jesus gekommen ist.

Aber dennoch, trotz dieser Übel, die noch vorhanden sind, ist ungeheuer großes und herrliches geschehen und noch im Werke, und größeres noch wird geschehn. Jesus ist allen Völkern, die ihn angenommen, ein Helfer aus großer Not geworden. Er hat in der That das vollbracht mit seinem gewaltigen

Wesen, mit seiner Hirtentreue und seinem Tod, daß er die Welt, die in Fiebern und Todesängsten lag, an die warme Sonne führte, ihr kraftvolle Nahrung und neuen Mut zum Guten gab und sie auf den Weg der Genesung brachte. Sein Name ist Fahne, Heerruf und Sammelpunkt für alles Gute und Gerechte, Treue, Reine und Mutige; und er ist es, der immer dafür sorgt und sorgen wird, daß das Böse in der Welt ein unruhig Gewissen und Judasaugen hat. Was soll ich davon reden, daß er den Kranken Häuser gebaut und den Alten Renten gegeben und der Lahmen und Blinden und Irren sich angenommen hat? Hat nicht sein Freund, der barmherzige Samariter, viele Tausend barmherzige Schwestern bekommen? Rot ist sein Kreuz und hilft den Verwundeten; schwarz ist sein Kreuz und lobt, die bereit waren, für ihre Freunde zu sterben, weiß ist sein Kreuz und streitet, daß die Menschen reines Herzens werden. Er hat unzählig Vielen ein gutes Vertrauen zu Gott gegeben. Er giebt uns viel Mut für unsere und unserer Kinder Zukunft. Er stellt große göttliche Verheißungen als helle Lichter auf unsere Särge; und er ist es, der uns die Kraft des Glaubens giebt, auf unsre Gräber zu schreiben: Wiedersehn . . . . fürwahr, das ist alles wahr, was hier steht: „Er steht als Panier mitten unter den Völkern . . es sollen ihn loben alle Völker . . auf ihn sollen die Heiden hoffen.“ Fürwahr . . er kam als Retter aus großer Not.

* * *

Jesus kam für dich! Das war das Dritte.

Mein Christ! Die äußeren Segnungen des Christentums, den äußern Erfolg von Jesu Lebensarbeit genießen freilich alle Menschen in der ganzen Christenheit, auch die, welche nicht an ihn glauben. Es ist eine Thatsache, die nur ein Gedankenloser übersieht, daß alle Menschen in der ganzen Christenheit Jesus dankbar sein müssen. Auch die, welche die Augen vor ihm verschließen, wandeln in dem strahlenden

Feuerschein, den er auf die Erde geworfen hat. Er zeigt sich ihnen an allen Ecken und Enden als der Eroberer der Herzen. Wo sie gehn und stehn, nehmen sie viel Gutes aus seiner Hand, als da ist: manche christliche Anschauung, viel Anregung zum Guten, das Lob des guten Gewissens, die Strafe des bösen, die Segnungen der Volksschule, der Gemeinde, der Kirche, des Staates, welche alle christlichen Charakter tragen. Darum steht es so: Alle, die in der Christenheit wohnen, müssen von Rechtswegen in diesen Wochen aus Trott und Träumen auffahren, die Köpfe heben und sagen! „Jesus kam!“ Das ist Pflicht; das ist Anstandssache.

Aber dabei sollst du nicht stehen bleiben. Dir steht Jesus schon viel näher, für dich bedeutet das Wort „Jesus kam“ viel mehr. Dir klingt das Wort wie brausender Wind; dich sieht das Wort mit Feueraugen an. Schon auf der Schulbank machte sein Gottvertrauen, sein Helfersinn, seine Reinheit, sein Tod einen tiefen Eindruck in dein Herz; und wenn der Eindruck später abgeschwächt ist, verschwunden ist er nicht. In manchem Gang zur Kirche und zum Abendmahl hast du gefühlt: Bei ihm ist Gericht, Richtweisung, Stärkung und Hebung aller geistlichen und sittlichen Kräfte, die in dir sind. Ja, er kann Kräfte des Guten, die wie tot in dir lagen, wachrütteln und schütteln. Dann sehn sie dich mit reinen Augen an. Ich sage es dir kurz: In deiner Seele, in ihrem Allerheiligsten, lebt der Glaube, daß Jesus der starke und einzige Helfer deines Lebens ist, und daß es nimmer, nimmer gut geht, wenn dein Lebenswandel gegen ihn ist. Und wenn in deinen letzten Stunden nicht seine Versprechungen deine Hoffnung sind, dann werden jene Stunden ohne irgendwelche Hoffnung, dann wird jene Nacht ohne einen hellen Schein sein. Siehst du! für dich bedeutet es etwas, dies Wort des Textes: „Jesus kam.“ Nach deinem Glauben kam er nicht nur in die Welt, sondern er kam in dein Leben, in deine Seele; er kam für dich.

In euren Häusern werdet Ihr zum Feste rüsten. Diele und Stube wird sauber gefegt werden; der Tisch wird eine neue Decke bekommen und das Kind ein neues Kleid. Ihr werdet Besuch erwarten. . . Jesus kam für dich? Dann weißt du, wie du zu dem Feste rüsten mußt, das wir erwarten. Jene, die für ewige Fragen keine Antwort suchen, die heben so im Gehn die Köpfe und reden wie im Traum: „er kam," und traben weiter. Du aber sollst mit deiner Seele heiße Zwiesprach halten. „Er kam für mich?" Um meinetwillen sprangen in der geheimnisvollen Bethlehemsnacht die Thore des Himmels auf? Daß es in mir hell würde, darum flog Feuer vom Himmel? Mich zu erhöhn, ward er ein Mensch? Er kam für dich, Seele, und bat dich, daß du Glauben und Liebe und Hoffnung in deinem Leben festhieltest? Er bat dich, daß du nicht verbittert würdest, auch nicht hart, auch nicht unrein, auch nicht friedlos? Und was am schwarzen Freitag auf Golgatha geschah, das unfaßliche, grauenvolle, das geschah für dich? Seele, auf! Du mußt wahrhaftig blanke Augen haben und Mut zum Guten. Du mußt dich noch mehr reinigen; du mußt dich schmuck machen, Seele! Zum Fest mußt du dich fein machen. . . Er kam, er kam für dich? Ich bin noch nicht rein genug! Die Liebe zu den Menschen muß noch zunehmen; und die Treue gegen die Familie und im Beruf muß noch größer werden! Und ich bin am Ende meiner sittlichen Kraft. . . Dann bete, Seele! So beten wir:

Wie soll ich dich empfangen . . .
Herr! Wie begegn' ich dir?
O, aller Welt Verlangen,
Du kommst ja auch zu mir.
O, Jesu, Jesu, zünde
mir selbst die Fackel an,
damit ich recht ergründe
was dich erfreuen kann.

Wohlan! Mit diesen Gedanken wollen wir dem Fest entgegen gehn: Jesus kam als Erfüller uralter Menschenwünsche, als Retter aus großer Menschheitsnot . . und stehn bleiben bei dem Dritten: Er kam für mich. Amen.

Weihnachtsstimmung.

Weihnacht. — Evangelium nach Lukas 2, 1—20.

Das Fest ist wieder da. Wenn auch kein Schnee draußen auf dem Felde liegt, oder auf den Dächern unserer Häuser, oder auf den Gräbern: so ist uns doch weihnachtlich zu Mut. Es ist etwas in unsere Seele geflogen, wie ein Vöglein in eines Baumes Zweige fliegt. Nun singt es ein wunderbares uraltes Lied: von Gottes Liebe, von armen Hirten in der Nacht, von Engelsflügeln, welche die Nacht erhellen. Es ist zu dir getreten wie Engelsgestalt mit tiefen, guten, heiligen Augen und hat dir zugenickt — die Locken schimmerten von heimlichem, himmlischen Licht — „komm mit“ . . . und hat dich mitgenommen durch die stille Dämmerung, in welcher der Herr geboren wurde.

Da warst du in deiner Jugend. — Du warst ein so glücklich Kind. Deine Eltern die besten auf der Welt, dein Elternhaus voll von geheimnisvollen Ecken, und die Stube so gemütlich, und du kleines Menschenkind zwischen Vater und Mutter . . . Und die Tage wurden kürzer, und die Mutter knöpfte dir die Jacke fester, und deine Füße versanken in Schnee, und ein Wagen mit Tannenbäumen fuhr durch das Dorf . . . Und wenn du heimkehrtest durch die Dämmerung — weißt du es noch? — warst du voll vom kommenden Fest. Und wenn du auch keinen Tannenbaum bekamst, weil die sechs Groschen für andre Dinge nötiger waren, so war doch Weihnachtsabend.

Es lag eine Kleinigkeit für dich auf dem weißgedeckten Tisch, und was die Hauptsache war: die Stimmung war vorhanden: auf der Leiter des Kinderglaubens stiegen Gottes selige Engel auf und nieder, und in der Krippe lag wahrhaftig das Kind, in Windeln gewickelt. So wandelt der Engel des Herrn mit dir durch die Dorfwege deiner Jugend in der heiligen Abenddämmerung.

Aber auch von den gegenwärtigen Tagen redet der Weihnachtsbote vom Herrn. Mit leiser, trauter Stimme sagt er dir die alten Sprüche, welche du früher einmal kanntest, und in seinen Augen steht die Frage, warum du sie unterwegs verloren und vergessen hast. Er erzählt von einem Wandrer, der in jungen Tagen stolz aus des Vaters Hofthor herausritt, hinein in die lachende weite Welt und kam in ein fremd Land. Und er erzählt von einer Notzeit, die über den Menschen kam, von Mühe und Arbeit und Sorge und Schuld, und wie die Sonne von eitel Nebel verdeckt wurde, und er sieht dich an: Sage, was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne? Aber: die gewinnt keiner! Wir müssen zu rasch ins Grab, und mit uns klirren hinab die Scherben von unserm Glück . . .

Wenn er aber soweit ist, der Engel des Herrn, und er sieht, daß du den Kopf sinken läßt und Ja und Amen zu seinen Worten sagst: dann faßt er wohl deine beiden Hände, und mit den Augen, die der Heiland hatte, als er mit Petrus redete: „Petrus, ich habe für dich gebetet," fängt er an, dir von einem andern Glück zu reden: ob du nicht mit Gott Frieden machen möchtest, ob du nicht einmal wieder zum Abendmahl gehn willst, und mit dem Herrn, in dessen Hand deine Seele jetzt und immer sein wird, wie eine gefangene Schwalbe in eines Knaben Hand, ein ernstes Wort reden möchtest über deine Sünde und Sorge, und ob du nicht deine sittlichen Kräfte zusammen nehmen könntest, wenn du wolltest und in deinem ganzen Thun und Treiben ein Mensch nach

dem Herzen Gottes werden könntest, nachdem du abgelegt hättest Haß, Leidenschaft, Bitterkeit, Unreinigkeit, Unfreundlichkeit, Faulheit und dergleichen. Und am Ende des Dorfes . . rings brennen in den Häusern die Weihnachtslichter . . da nimmt der Engel des Herrn Abschied: „Ich gehe, oben Weihnacht zu feiern. Geh du hinein zu Frau und Kindern, halte das Glück, das du da drinnen hast, in beiden Händen und sei auf der Hut, daß dir die Krone nicht wieder vom Haupte fällt. Halte fest an Glauben und Liebe und Hoffnung: Das sind die besten Dinge auf der Welt und das Mittlere das Allerbeste. Dann, wenn hier dein Weg also zu Ende gegangen ist, wird deine Seele nimmer Erde essen, sondern weit noch wandern in ein anderes, weihnachtliches Land" . . .

So führte dich der Weihnachtsengel gestern Abend durch dein Leben und dir wurde wohl und weh, als du rings um dich die schimmernden Fäden sahst, die das traute Fest um deine Seele zog . . diese Fäden wollen wir jetzt nicht zerreißen, sondern wollen sie mit weichen Händen weiter spinnen, und es soll uns wohl und weh sein. Wir wollen unsere Weihnachtsstimmung noch erhöhen, indem wir das alte Evangelium hören, mit gleicher Andacht und gleichem Sichversenken, wie wir es anhörten, als wir noch auf der Schulbank saßen.

Luk. 2, 1—20.

Wir wollen uns der Weihnachtsstimmung hingeben. Sie findet einen guten Ausdruck in folgenden drei Worten:

I. Welt ging verloren, II. Christ ward geboren,
III. Freue dich, Christenheit.

I.

Welt ging verloren . . . . . die Welt, dieser Stern mit all seinen Geschöpfen und mit den Königen derselben, den Menschen, ging verloren. Wohl wirbelte er noch auf unendlichen, sonnenbeglänzten Bahnen und fand nach den uralten Gesetzen, die Gott ihm gab, seinen pfad- und führerlosen Weg.

Seine Mutter, die goldne Sonne, ließ ihr Kind in alter Weise um sich spielen. Aber wenn der allmächtige Schöpfer von seinem strahlenden Thron herabsah, dann sah er gern auf alle seine Sternenkinder; denn die Geschöpfe auf ihnen thaten seinen Willen, waren seine gehorsamen Kinder; aber auf diesen Stern, dem wir den Namen Erde gegeben haben, sah er nicht. Denn die Wesen auf ihm gehorchten seinem Willen nicht. — Welt ging verloren.

Der allmächtige Schöpfer, der ihnen Allen und allenthalben Atem und Essen und Trinken und Kleidung für den Leib gab, der nahm seinen eisernen Griffel und schrieb. Und schrieb seine ewigen Gesetze über seine Ehre, seinen Namen, seinen Tag; er machte bekannt im ganzen Land: Gott läßt sich nicht spotten. Er schlang um die Familie eine heilige Kette: Eltern- und Kindesliebe, und machte bekannt im ganzen Land: Du sollst Vater und Mutter ehren. Er deckte mit seinem strahlenden Schild des Nächsten Erwerb und Ehre und machte bekannt im ganzen Land: Du sollst nicht begehren — oder hatte er nicht Recht dazu? War er nicht König im Land? Wohl mehr als König. Wo war ein Berg, den er nicht gebaut, und wo sprang eine Quelle, die er nicht geöffnet? Wo brannte ein Licht im ganzen Haus, das er nicht angezündet und wo schlug ein Herz, das er nicht zum Leben gebracht? — Aber die Menschen schrieen doch dagegen. Dennoch! Erst Einige, dann immer mehr, dann Alle. „Er will uns Gesetze geben? Er? Wir sind ihm viel zu klug. Wir gehorchen nicht. Wir wählen uns andre Könige, bequemere Könige.“ So schrieen sie. Nur Einige bedeckten ihr Gesicht, standen abseits und weinten: ein Moses, ein Jeremias, ein Jesaias und viele fromme Heiden standen allein und klagten: Welt geht verloren.

O, die Welt ging verloren. Wie flammten auf den Bergen und in den Wäldern in unserer Heimat die Altäre der Götter, die die Menschen zu Herren über sich gemacht

hatten. Wie strömte in den goldnen Straßen von Rom das Volk zusammen und betete vor den aufgedunsenen Gesichtern verrückt gewordener römischer Kaiser. Wie strömte das jüdische Volk in den Tempel zu geist- und herzlosem Gottesdienst. — Und diese Götter gaben Gesetze, bald weichliche: leben und leben lassen; bald rauhe und harte, daß die Menschen vor Angst vergingen. In Rom gab es nur ein Gesetz: Thu, was du willst: es ist Alles Recht; nur achte das Staatsgesetz: da wuchs die wilde Lust am Bösen bergehoch. In den deutschen Wäldern aber klagte und zagte das Volk, wenn in Donner und Blitz und mit Krachen der Bäume die wilden Götter über die Wälder und Heiden fuhren, wenn die Mutter ohne Trost an dem Lager ihres toten Kindes kauerte, wenn unheimliche Geister im Walddunkel den Wandrer erschreckten. — Welt ging verloren. In Schmutz oder Angst ging sie unter.

Es gab edle stolze Männer, die bäumten sich auf gegen den Schmutz, die gingen mutig an gegen die Angst: mit flammenden Augen die Propheten; mit grübelndem Sinnen die weisen Männer des Heidentums, die Weisen des Morgenlands und des Abendlands. Er, der Heilige, für den es keinen bessern Namen giebt als: „Gottes Sohn", ging für die Menschen in den Jammer bis an den Hals. Aber die Welt kümmerte sich um dies Alles nicht. Die Welt taumelte betrunken weiter. Welt ging verloren.

*) Den Jammer bis auf diesen Tag! Wie mancher Groschen im Schmutz. Der Groschen, die Menschenseele, trug das Bild Gottes — nach seinem Bilde schuf er sie — blitzend, blank und rein und deutlich war die göttliche Inschrift. Aber er kam in allerlei Leute Hand, — rohe, schmutzige Hände griffen nach ihm, und der Groschen, die Seele ließ sichs gefallen. Nun fragt man bei so mancher Menschen Seele: Wes ist das Bild und die Überschrift? Wie ist das Leben so voll Leidenschaft oder bei den Andern so voll Trägheit! Wie sind die Augen so hart oder Andere so verbittert! Wie ist die Liebe so kalt geworden und

die Hoffnung so arm! Und viele sterben, als werden sie getötet . . . Was haben sie nun davon, daß sie von Vaters Hofstelle weggingen und seine Gebote in den Graben am Weg warfen und hinter den stumpfen Gütern der Welt herliefen? Sind sie glücklich? Sind nicht die Einen voll Schmutz und Schuld? Die Andern voll Sorge? Die Dritten voll Bitterkeit? Sie alle mit unersättlichem Hunger geplagt? Ich sage euch mit einem Wort des Herrn: es ist gekommen, wie er gesagt hat: Es ist Teuerung über sie gekommen. Sie begehren, sich mit Futter zu sättigen, das für die unsterbliche feine Menschenseele nicht geeignet ist, und sind in Not. Wenn Weihnacht kommt, steigen sie auf die Berge und legen die Hand über die Augen und spähen und freuen sich, wenn sie von ferne durch die kalte Winterluft das goldene Dach des Vaterhauses in der Sonne aufblitzen sehn. Sie stehn und sehn, und Vielen wird das Herz schwer . . aber dann steigen sie wieder herunter und gehn die alten Wege weiter und sehn nie wieder dem Allerbesten, das diese Welt bietet, in die strahlenden Augen, und haben also weder Glück noch Stern. — Welt geht verloren.

II.

Aber was hilft das Klagen. Ich will sie herausreißen, spricht der Herr, wie Kinder aus brennendem Haus. Erzähle von dem Großen, spricht der Herr, was zur Erlösung der Menschen geschehen ist, erzähle von der heiligen Weihnacht! Ich will es thun, Herr.

Ich will damit anfangen, zu sagen, daß, während sie in der Fremde und in der Not waren . . dort weit über Berg und Thal, da hinter dem Acker, welchen wir den Gottesacker nennen, da standst du und warteteſt und hieltst deine Hand über deinen Augen, ob deine Kinder nicht wieder nach Hause kämen. Und als sie nicht wiederkamen, und als du ihre Not und ihre Angst sahst, als du sahst, wie sie einander haßten,

wie sie einander in die Grube brachten, als du sahst, daß sie sich Götter machten aus Lehm und Stein und Gold, als du sahst, daß sie immer schmutziger wurden, immer unglücklicher, immer verirrter, als du sahst, wie die meisten deiner Kinder trunken an den Wegen lagen, und die Besten, an der Menschheit Glück und Weg verzweifelnd, freiwillig aus dem Leben in die Nacht gingen: da, als sie nicht mehr ein noch aus wußten, als sie so tief im Sumpfe saßen, als sie zu einem unbekannten Gott schrieen: da sandtest du deinen lieben Sohn, voranzugehen, Führer zu sein, Fenster zu öffnen, Licht zu machen und die Kinder in das Vaterhaus heimzuführen.

Gott wußte nicht, wie er sonst helfen sollte. Weißt du einen andern Weg? Sie konnten den Weg nicht finden. Sie hatten sich festgelaufen. Sie hatten die Pfadfinder getötet, das Wegsuchen aufgegeben. Sie standen und lagen vor hohen, schwarzen Mauern, schrieen, lachten und fluchten. Da mußte er wohl einen senden, der des Wegs kundig war, einen aus dem seligen Gottesreich, einen aus dem alten schönen Heimatland. — So kam er auf die Erde.

Er kam mit himmlischen Ehren. Engel begleiteten ihn in die Fremde. Engel trugen das Kind herab und setzten es aus vor die niedrige Thür, wo die armen Menschen wohnten. Weiche, tiefe Engelsaugen sahen staunend in die Liebe Gottes. In sternklarer Nacht sahen Hirten, was sonst nur sterbende Christen sehn. Wohl, himmlische Ehren begleiteten ihn . . . aber dann ließen sie ihn allein, ausgesetzt in der Fremde, das Königkind, die feine himmlische Seele. Da wickelte ihn seine liebe Mutter in Windeln und legte ihn in eine Krippe.

Diese Weihnachtsgeschichte! So einfach: diese Geburt eines Kindleins armer, reisender Leute in einem Stall bei Bethlehem. So wunderbar: wie das schönste deutsche Märchen, das süßeste Brot für Kinderherzen . . . wenn der Engel Flügel wehen, wenn der Lehrer sie an die Hand nimmt: da schimmert

durch den Spalt in der Thür das Licht . . . da öffnen sie leise ein wenig die Thür . . . da stehn sie Alle, und in der Krippe liegt das heilige Kind. — O, diese Weihnachtsgeschichte, nur für Kinder bestimmt, nur von Kindern verstanden, von denen, die sich Kindersinn bewahrt haben. Aber du hast es erfahren: Wir können nicht alles mit dem Verstand begreifen. Geheimnisvoll ist Welt, Leben und Sterben. Weißt du . . wenn du denn glauben mußt . . was das Schönste ist zu glauben? Dies zu glauben, des sich zu freuen mit Kindersinn: Christ ist geboren.

Sieh, ich will es dir zeigen, daß es das Schönste ist, und wie das nacheinander gekommen ist, wie es auf einander gefolgt ist: Welt ging verloren — Christ ward geboren.

Wir könnten auf unsern Heiden bleiben und auf unsern Feldern, und ich könnte dir zeigen, wie Christus in dies Land gekommen ist, und wie er mehr und mehr das Leben schöner gemacht hat, die Herzen wärmer, die Köpfe heller, das Sterben stiller . . aber ich will dich weit wegführen, wo fern von uns im weiten Ozean in diesen Jahren das Wort „Christ ist geboren“ seine großen Wunder thut. Vor fünfzig Jahren zur Weihnachtszeit, da zogen von einer Insel zur andern wilde Kriegshorden in langen, schmalen Böten hin und her und zerquälten und vernichteten einander das bischen Lebensglück. Grausamkeit und tödlicher Haß und furchtbar düsterer Aberglaube riß die verzweifelten Menschen aus einer Not in die andre. Jetzt aber zur Weihnachtszeit sollteſt du die freundlichen Dörfer sehn und die Schulen und Kirchen und sollteſt die Lieder hören. Sind das noch die alten Lieder von der Feinde Not, Tod und Fleisch? Nein, die Lieder und die Glocken, die von deutschen Arbeitern gegossen übers Meer zu ihnen kamen, verkünden einem friedlich gesitteten Volke nach einer wunderbaren Melodie den alten Text: Welt war verloren, Christ ward geboren.

Und von fernem Ort führe ich dich in ferne Zeit: In

des Heilands Zeit. Damals gab es in seiner Heimat sehr viele Aussätzige. Ausgestoßen lebten sie, wie der Marder lebt: in Höhlen und einsamen Hütten. Wenn sie sich näherten, mußten sie „aussätzig“ schreien. Mit Steinwürfen wurden sie zurückgetrieben. — Aussätzige giebt es noch jetzt in Jesu Heimat, giebt es noch jetzt in der ganzen Welt. In einigen Ländern viele Tausende. Es giebt Länder, in denen so viele Aussätzige sind, daß, wenn es bei uns wäre, unsere kleine Gemeinde zwanzig Aussätzige hätte. Der Jammer! Diese Krankheit, ganz unheilbar, so ekelerregend! Aber eins ist anders geworden. Es heißt jetzt nicht mehr: Steine über sie. Sondern, wie vor dem Jaffathore zu Jerusalem, stehn in allen Ländern freundliche Häuser, für diese Armen erbaut, mit der Aufschrift auf dem Giebel: „Jesuhilfe“. — Ich will nicht davon reden, wie es den Lahmen ging und den Verkrüppelten und den Schwachsinnigen und Blinden, aber ich zeige euch, wie sie in Schleswig und Bielefeld, in Kiel und Altona an festlichen, reinen Tischen unterm Weihnachtsbaum stehn. Seht, was haben sie für stille, friedliche Gesichter. Sind das die Ausgestoßenen? Wer hat den Menschen die Steine aus der Hand gewunden? Wer hat mit seiner Hand so weich sie angefaßt und sie in diese hellen Zimmer und unter diese Tannenbäume geführt? Hat der feine Menschenverstand diese Häuser gebaut? Ach, die Dummheit! Hat es das Geld gethan? Ach, die Thorheit . . . So hat es am Ende der gethan, der seinem Freunde den Bescheid schickte: Sagt Johannes wieder, was ihr seht und hört: Die Blinden sehn und die Lahmen gehn, und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Jesus ist der Bauherr dieser Häuser, und die Könige und die Magistrate und die Gemeinden sind seine Handlanger geworden, und wer ein Herz hat, der freut sich dieser wunderbaren Melodie, die immer lauter durch die Länder geht, mit dem alten Text: Welt ging verloren, Christ ward geboren.

Und nun führe ich euch in das Haus Eines in unserer Gemeinde, der durchs ganze Jahr seine Mühe und Plage hat, auf dessen Tisch das Brot mangeln würde an dem Tage, da er durch Krankheit verhindert wäre, den Spaten zu nehmen, der in der Ecke neben der Hausthür steht. Hat dieser Mann keinen Gott, so hat er keinen Glauben, so wird er stets in bittrer Sorge sein: „kommst du, Unglück? Ich sah schon lange nach Dir aus.“ Und wenn es kommt, bei Krankheit, Not und am Sarg, wird er wie ein Sperling sein, der im Schneesturm auf dürrem Aste sitzt. Hat dieser Mann keinen Gott, so hat er keine Liebe, so wird es oft genug Gezank und Gebrumm im Hause geben, manche böse oder doch trübe Stunde für ihn selbst und für Frau und Kinder, so wird er mit Bitterkeit auf die sehn, die breiter wohnen, und diese Bitterkeit wird ihm den süßen Trank des Lebens mehr und mehr versauern. Hat er keinen Gott, so hat er keine Hoffnung, nicht für sich, nicht für seine Kinder, nicht für seinen Stand, nicht für das Vaterland. Sein Unglaube macht ihn dürr, trocknet ihn aus. Er geht ins Grab, wie in eine ewige Nacht. — Aber der Andre, bei dem um den weißgedeckten Tisch die Kinder sitzen und der alte Christenglaube noch eine Kraft ist . . ich sage nicht, daß er ohne Sorge und ohne Bitterkeit ist, ich erwarte nicht, daß er den ganzen Abend singt: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden . . und Friede auf Erden“ . . aber doch ist da Freude und Frische. Was sind mir Frau und Kinder? . . Ei, schwere, ernste Arbeit! Einst sauber und fein und fröhlich und mit hellen Augen abzuliefern an den großen Arbeitgeber droben. Was ist mir der Beruf? Mein Beruf ist mein Tagewerk in dieser großen Werkstatt des Herrn. Was ist der Tod? Müder Kinder Heimkehr ins Vaterhaus, zu Weihnachtsabend, wenn die Dämmerung anbricht. Darum komme er, wann er will. Ja, es fehlt nicht viel, daß wir nicht sagen: er komme bald. — Und so durchs ganze Leben: über uns die wunderbare

Melodie, der alte Text: Welt ging verloren, Christ ward geboren.

* * *

Wenn aber das wahr ist, dann: „Freue dich, Christenheit!“ Das war das Dritte.

Wenn das wahr ist? . . . Laß dir doch von deinen Kindern erzählen, wenn du es selbst nicht mehr weißt, was für einen Heiland du hast. Wie er in Galiläa am Wegrain die Kinder um sich sammelt und Gott um Segen für sie bittet. Wie sie ihn anschrein: Geh nicht hin! Aussätzig sind sie! Geh nicht hin! Und er geht doch; er geht grade hin und faßt ihre armen Hände und führt sie zu Vater und Mutter und Frau und Kind! Wie jene alte Mutter aus dem Volk, die selbst gute starke Kinder hatte, da sie sein Helfen und sein Lieben gesehn hatte, mit leuchtenden Augen vortrat und rief: Selig der Leib, der dich getragen hat! — Fragt eure Kinder, sage ich, ob der, den wir Heiland nennen, nicht ein Starker war und ein Fröhlicher und ein Reiner. Die da reden und thun, als ob das Christsein ein traurig und wehleidig Ding wäre, die wissen nicht, was sie reden und thun. „Frohe Botschaft“ haben wir unter die Leute zu bringen. „Freue dich, Menschenkind!“ das ist es, was wir zu sagen haben.

Wenn es wahr ist? Ist es wahr, daß er eine starke und stark, hilfreich und rein machende Weltanschauung uns lehrte, und daß er freiwillig in den harten Tod ging — in Jugendjahren und indem er sagte, er thäte es uns zu gut? Ist das wahr: dann sage ich dir: Reden schafft ja keine Liebe, Blicke werfen macht keine Liebe. Aber wenn ein Mensch, den du verachtetest, deine kleinen Kinder aus deinem brennenden Hause holte . . er rettete sie, aber er selbst läge mit Wunden bedeckt zu deinen Füßen und sagte noch, daß er gerne für deine Kinder stürbe und neigte sein Haupt und verschiede . . Wärst du ein Mensch, wenn nicht für diesen Verachteten

heiße Liebe in dir aufflammte? Wohlan: so that Jesus. Er ging so für dich und deine Kinder in den bitterbösen Tod. — Das ist seine Mühe und sein Jammer gewesen; aber das ist uns ein Zeichen, daß der Himmel Alles für uns wagt, daß sie dort im Himmel uns sehr lieb haben, daß Gott die Liebe ist, die nach unseren Seelen und nach dem Weg, den wir gehn, ausschauend am Himmelsfenster steht. Diese frohe Botschaft haben wir zu verkünden. „Freue dich, Menschenkind!“ das ist es, was wir zu sagen haben.

Es ist nicht zu beweisen, noch ist es in eine Seele hineinzureden. Ein Geheimnis Gottes ist es, daß dem Einen der Glaube in die Wiege gelegt wurde, daß aber der Andre ihn erst fand, wie Paulus vor Damaskus, als sein Haar schon grau geworden war. Wohlan, hier ist Damaskus. Nie stehen des Himmels Pforten offner — es sei denn in deiner Todesstunde — als wenn die himmlischen Heerschaaren die goldnen Pforten aufreißen und nicht allein mit jenen Hirten auf Bethlehems Feld, sondern mit jedem Zwiesprach halten, der die frohe Botschaft hört. Gedenkend fröhlicher, gläubiger Kindheit, den Glauben sehend in des Kindes Augen, ergriffen von der Liebe Gottes, die in rätselvollen, schweren Worten und in geheimnisvollen, mächtigen Thaten in diesen heiligen Tagen zu uns redet: da mag wohl einer, der lange so vor sich hin ging —, und nichts zu suchen, das war sein Sinn, — seiner Seele einen Ruck geben und versuchen, dem Heiland näher zu kommen. Du würdest, nach einiger Mühe, eine Fülle Freude davon haben. Die weite Welt und dein ganzes Leben würde dir anders erscheinen. Heller würde dir werden. Thore würden sich aufthun, Wege sich zeigen . . . und in der Ferne eine hohe Heimat auf weitem, sonnigem Feld. Und Stand und Beruf, und Familie und Heim, und Leben und Sterben würden dir erscheinen im Weihnachtsglanz. Des würdest du dich freuen. Amen.

Wir sind in Gottes Händen.

Neujahr. — Psalm 31, 15—16a.

Der Anfang eines neuen Jahres findet uns hier in unsrer alten Kirche versammelt. Dankbar und fröhlich haben wir das Lob dessen gesungen, der uns bis zu dieser Stunde mächtig beigestanden hat.

Es ist allerdings wahr, daß alle Tage gleich sind. Sie sind alle mit einander klingende Tropfen, fallen auf den Stein der Zeit und zerplatzen; und, wie sie immerfort fallen, höhlen sie ihn ein ganz klein wenig; und wenn er durch nnd durch ist, dann kommt das Gegenteil der Zeit: die Ewigkeit. — Schon die Sterne, die über den Himmel reisen, sind über Neujahr erhaben, und die Wintersonne lacht über unsere Neujahrsglocken. Wir aber wieder lachen über die Tiere und die Bäume im Garten, die diesen Tag nicht feiern, die nicht wissen, woher sie sind, noch wo sie sind, noch wohin sie gehen. Die Uhr im Turme hat heute Nacht die zwölf Schläge so ruhig und stolz geschlagen, wie sonst. Was geht sie es an, daß Neujahr ist? Aber wir Menschen, wir sind übel daran. Wir wissen: es ist Neujahr. Die zwölf Schläge waren für uns mehr als Schläge: Eisen auf Eisen. Uns schlug das Eisen aufs Herz.

Wir wissen, woher und wo und wohin. Wir wissen, unser Hiersein dauert, wenns hoch kommt, achtzig Jahr. Wir glauben, wenn diese Jahre vergangen sind, kommt das Gericht. Darum sahen wir dem vergehenden Jahre gestern Abend mit Herzklopfen in die brechenden Augen und kehren uns heute Morgen um und beugen uns und sehn in sein frisches Grab. Es war uns ein guter Bekannter geworden. Nun sehn wir diesen Bekannten nicht wieder. Ein guter Freund, der ein ganzes Jahr lang mit uns wanderte, ist uns gestorben. Das ist ein ernstes Abschiednehmen.

Aber wer steht heute Morgen an unserer Seite? Wer

ist der junge Gesell, der uns mit hellen Augen ansieht, wie frischer Wintermorgen? Gott grüß dich, du frischer Gesell, du junges neues Jahr. Sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns, und mache uns fromm und fleißig, fröhlich und frisch! . . . Aber das kannst du nicht, neues Jahr! Was bist du? du bist ein einziger Herzschlag von dem, von welchem es heißt: Tausend Jahre sind vor dir, wie der Tag, der gestern vergangen ist. Du bist vor ihm wie ein Tropfen in der Nordsee, den die Sonne auffaugt. Du bist vor ihm wie ein einzeln Sandkorn, mit dem die Kinder spielen im Haufen im Sonnenschein. Wollen wir zum Weiterwandern guten Mut gewinnen, so wollen wir uns nicht dem neuen Jahr hingeben, sondern wollen uns zu dem Herrn der Jahre stellen mit gutem Vertrauen, und, in Gedanken an das stolze Wort, daß ein ernster Christ „ein Herr ist aller Dinge", also auch der Jahre, wollen wir vor den Sorgen und dem Dunkel des weiten Wegs nicht bange sein, sondern wollen dem neuen Jahr die Hand aufs junge Haupt legen und wollen in getroster Zuversicht und mit blitzenden Augen sagen: „Im Namen Jesu, geh voran: Wir fürchten uns nicht! Auf, hinein in das Dunkel!"

Denn wir sind in Gottes Händen.

Psalm 31, 15—16a.

Wir wollen sagen: Wir sind in Gottes Händen. Und ich will vier Teile machen nach einem Wort, das ein großer Geschichtsschreiber auf die erste Seite seines berühmten Buches schrieb: I. Alles hat seine Zeit; II. Der Herr der Zeit ist Gott; III. Der Wendepunkt der Zeit ist Christus; IV. Der rechte Zeitgeist ist der heilige Geist.

I.

Alles hat seine Zeit. Das ist eine Weisheit, die man nicht in der Schule zu lernen braucht, die liegt auf der Gasse, ja auf jedem Feldweg. Jedes Ackerstück und jede Weide

predigt es und jedes Unkraut am Grabesrand: Alles hat seine Zeit. Das ist eine Weisheit, die mit Religion gar nichts zu thun hat. Sie ist eine Sache des täglichen Lebens, der Erfahrung. Alles hat seine Zeit, das heißt: alles ist vergänglich. Jedes Ding, du magst nennen, welches du willst, hat einen Tag gehabt, da fing es an zu sein, und es wird einen andern Tag haben, da wird es aufhören zu sein. Was zwischen diesem und jenem Tage liegt: das ist seine Zeit. Alles hat seine Zeit.

Das haben wir nun wieder an diesem Jahre gesehn. Wie ist es mit den vier Jahreszeiten an uns vorübergeflogen. Was weißt du vom Frühling? Er flog wie eine Schwalbe über den Teich. Von Pflugarbeit weißt du noch ein wenig, und wie du das erste Beet im Garten machtest. Kinder siehst du im Geist am Straßenrand in der Sonne sitzen; ein junges Weizenfeld weht im Frühlingswind. Vorüber. — Es kam der Sommer. Was weißt du noch vom Sommer? Gelbe Felder, heiße Sonne, aufblitzende Sichel, der erste Erntewagen schwankt knarrend durchs Hofthor, Stoppelfelder. Vorüber. Der Winter kam. Ich glaube, der Winter wird auch seine Zeit haben.

Und wie drehende Räder mit den bissigen Zähnen in einander greifen, so wurdest du mit fortgeführt, immerzu, immerzu. Ja du, du hast auch deine Zeit. Das Rad der Zeit läuft, und seit zehn oder dreißig oder siebzig Jahren ist dein Rad fest gegen das Rad der Zeit gedrückt. Dann, eines Tags: ein Ruck, ein einziger Herzschlag, und dein Rad ist abgestellt. Dann ist es mit einmal still.

Ich habe ein Buch in eurem Hause, in dem ich wohne. Da könnte ich auf die erste Seite schreiben: Der Mensch hat seine Zeit. Es stehen viele Namen in dem Buche, und jeder Name bedeutet ein Menschenleben, und bei jedem steht der Tag, da es anfing und da es sein Ende fand. Und wenn da etwa bei einem Namen das eine oder das andre Datum

fehlt, so wird es in einem andern Buch geschrieben sein. Und wo einer etwa vor dem Buch wegliefe . . . und zöge er weit über das Meer, wie sehr viele aus unserer Gemeinde gethan haben; oder, wo er etwa mehr könnte als andre Menschen, nähme sich also die Flügel der Morgenröte und flöge dahin, wo keine Kirchenbücher geführt werden . . . es wird doch bald mit ihm zu Ende gehn, das weißt du. Das Haar, das grau wird, und das Hinfallen des Kameraden, der im gleichen Schritt und Tritt an deiner Seite ging, sagt dir: Du hast deine Zeit. Alles hat seine Zeit.

II. Der Herr der Zeit ist Gott.

Es gab ursprünglich gar keine Zeit. Zeit ist da, so lange die Erde da ist. Wie es in der Schöpfungsgeschichte heißt: es werden Lichter, und geben Zeichen, Zeiten, Jahre und Tage. Die Zeit ist gemacht, wie der Frosch gemacht ist und die Sonne, die Käuze und die Menschen. Sie ist ein Stück der Schöpfung.

Einige Menschen sind sonderbar geworden; sie sagen: die Erde ist von selbst gekommen und auch die Zeit. Alles von selbst. Mich wundert, daß diesen Leuten nicht von selbst die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. Es kommt nichts von selbst. Es hat alles Arbeit gekostet. Gott hat die Erde gemacht und die Zeit. Er reckte aus seiner Ewigkeit seine Hand: da wurde die Erde und ihr buntes Kleid: die Zeit. Er reckte sie wieder aus: da wurde die Eintagsfliege und ihr Bruder, der Mensch.

Andre Menschen haben zwar in der Schule gelernt, daß Gott der Herr der Zeit ist; aber sie haben das nachher vergessen, ganz vergessen. Es zuckt ihnen nicht einmal im Traum wieder durch den Sinn. Es ist ihnen etwas Andres geläufig geworden, eine Weisheit, die sie beim Wandern am Wegrand im Staube fanden und mitnahmen. Sie meinen nämlich: sie selbst sind die Herren der Zeit. Sie sagen mit jenem Mann

im Evangelium: Wir wollen dies thun und dann das und dann noch das, und dann wollen wir ausruhn. Obgleich der Herr so manches Donnergrollen vom Himmel sandte, und obgleich das Unglück wie Blitz vom blauen Himmel in das Haus ihres Nachbarn schlug, und obgleich so mancher von ihren Bekannten viel früher, als er gedacht hatte, unter den Schnee mußte: die Menschen sagen doch nicht: anno domini, das heißt im Jahr des Herrn, sondern sie sagen „zu unserer Zeit.“ Ich wollte gerne, daß wir Alle aus diesem Neujahrsgottesdienst die klare Erkenntnis mit nähmen: der Herr der Zeit ist Gott. Niemand als Gott. Er mißt die Strecke; er stellt die Weichen; er führt den Zug. Er sagt: fahr zu; er sagt: halt an. Dann graben wir ein Grab.

Ich sage aber, daß er noch mehr ist. Wenn er der Herr der Zeit ist, deiner ganzen Lebenszeit, dann ist es auch seine Sache, nicht deine, zu sagen, wie du die Zeit ausfüllen sollst. Denn es ist seine Zeit. Das Jahr, das vergangen ist, gehörte ihm. Es war sein Eigentum. Hast du das bedacht? Was hast du angefangen mit anvertrautem Gut? Er machte dich zum Verwalter. Wozu gab er seine zehn Gebote, die du wohl verstanden hast und kennst sie noch? Daß du danach handeltest in dieser Zeit; denn es ist seine Zeit, nicht deine. Er gab dir Vater und Mutter, Frau und Kinder. Deinen Teil Pflichten gab er dir und dein Teil Freude, Last und Lust in dieser Zeit, aber nicht deiner Zeit, sondern seiner. Da liegen deine Arbeiten, die Gott, dein Arbeitgeber, dir aufgegeben hat in deiner Zeit, nein, nicht in deiner Zeit, sondern in seiner.

Gott ist der Herr der Zeit, das heißt: der Herr alles dessen, was du um und an und in und mit dir hast. Wenn du nur im Geringsten meinst, daß etwas dein sei, so bist du ein gedanken- und sinnloser Empörer. Du bist so sinnlos, wie eine Fliege, die sich gegen den Menschen empört. Das laß du bleiben! Teuer könnte dir das zu stehn kommen!

Du weißt, daß ungerechte Haushalter, Bauknechte und Haushälterinnen mit Schimpf und Schande vom Hofe gejagt werden. Sondern . . . wenn Gott der Herr deiner Zeit ist — so mache dich diese Erkenntnis ernst, gewissenhaft, treu. Und andererseits: es muß unsern Mut groß machen und unsere Augen glänzend: Wir sind nicht Knechte eines kleinen Herrn oder eines wunderlichen, oder eines finstern . . . sondern dessen, der mit Jesu Geist und Augen auf deine Seele und deinen Weg achtet — der Herr der Zeit ist Gott.

III. Der Wendepunkt der Zeit ist Christus.

Das ist ohne weiteres wahr in Ansehn der Geschichte dieses Sterns. Jedes Kind weiß, daß man die Geschichte der Menschheit einteilt in vor Christus und nach Christus geschehen. Vor ihm war die Thür für das Himmelslicht zu. Er machte Thüren und Fenster auf, daß das Himmelslicht in dies dunkle Haus fiel. Mit seinen starken Lehren, nahm er die Vorhänge ab: da fiel das warme Licht in die dumpfen Stuben. Mit seinem harten Kreuz stieß er die Thür auf, da lag der helle Sonnenschein auf der Diele. Vor Jesus ist Tod und Not Herr gewesen. Nacht war König, Mord war Gewohnheit, Angst war Regierender. Nach Jesus sind andere Herren auf den Thron gekommen: Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Freundlichkeit, Treue. Man hat versucht, diese Herren wieder vom Thron zu stoßen, und man versucht es noch jetzt. Das Christentum wandelt heute noch auf zarten Kinderfüßen über die Erde. Es ist noch kein Mann geworden. Es ist freilich schon die Zeit da, daß Gott ihm einen Namen gegeben hat, der über alle Zeiten ist, und es ist auch die Zeit da, daß viele einzelne Menschen durch seine Kraft das Gute wählen; aber es beginnt erst die Zeit zu kommen, wo die Gemeinden und die Staaten in seinem Namen große fürsorgende und hilfreiche Thaten thun. Aber immer deutlicher zeigt der Geist, der den Auftrag hat, uns in alle Wahrheit zu leiten, auf die Liebe

als das Hauptstück im Christentum; und immer mehr Völker und Menschen, innerhalb und außerhalb der Christenheit, ziehen zu ihm, auf diese freundliche, lichte Seite der Menschengeschichte. — Diese Stunde ist wohl passend, daß du dich erinnerst, daß du unter dem Szepter Jesu Christi lebst, daß alle deine Jahre auf Jesu Seite liegen, daß auch das kommende, ~~das wir heute beginnen~~, unter seinem Geiste und Schutze steht. Wie viele Gutthaten, die das Vaterland dir giebt, wie viele Freundlichkeiten, die die Gemeinde dir erweist, wie viele Liebe und Treue von einzelnen Menschen, kurz, wie viel Freude und greifbaren Segen hast du dem Umstand zu verdanken, daß die warme Sonne Jesu Christi auf deine Zeit, auf dich und deine Brüder und auf dein Vaterland fällt. Nimm das nicht hin als etwas Selbstverständliches! Sei nicht ohne Gedanken und ohne Gefühl. Sei kein Graustein. Sondern, auf der Schwelle des neuen Jahres stehend, da du siehst: über deiner ganzen Zeit weht frischer Wind, scheint helle Sonne, begreife es und bekenne es: Er schloß uns wieder auf die Thür zu Gottes Paradies.

„Der Wendepunkt der Zeit ist Christus." Ich will dir aber dies Wort ganz nahe rücken: der Wendepunkt deiner Zeit ist Christus. Nun habe ich dir das Wort, das dir bisher zu groß war, auf deine Schultern gelegt: der Wendepunkt deiner Zeit ist Christus. Du meintest vielleicht, der Wendepunkt deiner Zeit wäre jener ~~Sonntag Palmarum~~ gewesen, als du konfirmiert wurdest, als du sagtest: „komm her, Welt, du bist mein", oder dein Hochzeitstag, als du sagtest: „ich hab' einen Kameraden, einen bessern find'st du nit"; oder du warteſt noch auf einen Wendepunkt: du meinst, das wird der Wendepunkt sein, der Tag, da du sorgenfrei sein wirst. Aber ich sage dir: dies Alles sind nur Häuser und Bäume und Steine und Menschen an demselben Weg. Das sind keine Wendepunkte, und das Haus „Sorgenfrei" liegt überhaupt nicht an diesem Weg. Nein, Christus ist der Wendepunkt deiner Zeit. Er nimmt diese Bedeutung für dein Leben selbst

in Anspruch; denn er sagt: „ich bin der Weg.“ Niemand kann in die Heimat zu Gott kommen, denn über ihn. Hast du noch kein Verhältnis zu Jesus Christ, so gingst du bisher noch nicht auf einem Weg, sondern du gingst schwer im Sand, oder du irrtest über die weite, weglose Heide, oder du sprangst, so du etwa in niedrigen Gegenden wohntest, über die Gräben. Du warst ohne Plan, Richtung, Ziel. Du liefst, „wohin der Wind dich wehte.“ Bist du noch nicht auf dem Weg, der Jesus Christus heißt, was bedeutete dann jener Sonntag Palmarum? Du vertauschtest Spiel mit bitterm Ernst. Was bedeutete dein Hochzeitstag? Es war der Anfang einer Freundschaft oder einer Enttäuschung. Was bedeutet dein Hausbau oder dein Hofkauf? Du weißt nun, in welcher Stube dein Sarg stehen wird. Was bedeutet Neujahr? Altjahr . . . Aber, wenn du zu der Erkenntnis gekommen bist, zu dem starken fröhlichen Glauben, daß Jesus Christus nicht eine Name ist, den du oft genug hörtest, auch nicht ein Schall und Rauch, der am Horizont aufsteigt, auch nicht ein Wort, das gewisse Erinnerungen und Empfindungen in dir wachruft: sondern, wenn du begriffen hast, daß Jesus Christus ein Weg ist, ein wirklicher Weg, der durch Sonnenschein und Regenwetter und kalten Wind am Ende ins ewige Vaterhaus führt, und wenn du dann, ergriffen von seiner Erscheinung und seinem reinen, starken Wesen, dich auf diesen Weg gemacht hast: das ist eine Schwenkung, das ist ein Wendepunkt. Ja, das ist mehr: das ist eine „neue Geburt“, sagt Jesus. „Wenn ihr nicht von neuem geboren werdet, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.“ Nicht ein neu Jahr macht den Wendepunkt deiner Zeit: ein neu Herz macht ihn. Was bedeutet Neujahr? Neu Herz! Neu Herz! Das ist es. Neu Herz für Jesus.

Der Wendepunkt der Zeit ist Jesus Christ.

IV.

Der rechte Zeitgeist ist der heilige Geist.

Es wird viel vom Zeitgeist gesprochen. Wenn wir in die Zeitungen sehn, finden wir bald das große Wort: „Der Geist unsrer Zeit.“ Jede Zeitung hat ihren Zeitgeist. Wir sind einfache Leute und können nicht soweit sehn als die Zeitungsschreiber. Auch haben wir zuviel um die Ohren, viele Sorgen und ernste Arbeit den ganzen Tag. Wir können nicht so lange darüber grübeln. Meist aber ist es gar nicht einmal Geist, wovon sie reden. Es ist nur ein Gespenst; man weiß nicht, von wannen es kommt und wohin es geht. Meistens kommt es aus dem Geldsack und geht auch dahin zurück. Wer zeigt uns kurz und klar und deutlich den rechten Geist der Zeit, auch dieser, unsrer Zeit? Wir stehn auf der Schwelle des neuen Jahres, zum Aufbruch bereit, nicht allein aber wir, sondern mit uns die ganze Gemeinde, das Vaterland, die ganze Christenheit. Wir haben die Wanderstäbe von der Wand genommen. Nach einem, der Wege weist, sehn wir uns um, wir Wandersleute, die ein allmächtiger Wille auf die Reise schickt. Wer zeigt Wege und Stege? Wer reißt Thüren auf und baut über schwarze Tiefen starke Dämme? Herr, sage du uns: Welchen Geist braucht unsere Zeit? Welchen Geist brauchen wir und die Gemeinde und das Vaterland? Soll der Geist von oben oder unten kommen? Von Westen oder von Osten? Wir stehn, Herr, daß wir hören und weitergehn. So spricht der Herr: Von oben soll er kommen, von mir soll er kommen. „Ich will meinen Geist ausgießen.“ Ja, Herr, sollen wir in allem Guten vorwärts kommen, wir und Gemeinde und Vaterland, mußt du uns von deinem heiligen Geist geben. ~~O, heil'ger Geist, kehr bei uns ein! Amen.~~

Jesus predigt in Nazareth.

II. p. Epiph. Evang. nach Lukas 4, 14—30.

Liebe Christen! Wir hatten in dieser Woche einen gewaltigen Schneesturm, der brauste von Nord und Nordost her über unsere Felder gegen unser Dorf. Er baute in wildem Jagen unregelmäßige, lange, weiße Schanzen auf gegen den Frühling, der von Süden her im Anzug ist, füllte die Luft mit seinen weißen Geschossen und jagte die Menschen in die Häuser und die Vögel in den Schutz der Dächer.

Wir hatten alle ein Heim. Wie schön, daß wir es hatten. Wir dachten an die, die keins haben, die im Vaterland ruhelos hin und herziehn, von Ort zu Ort. Aber auch diese Wandrer waren in diesen Tagen wie weg geweht von den Straßen; sie haben auch ein Dach gefunden, eine warme Stube, ein Heim, eine Herberge zur Heimat. Vom Heim aus, von unserer Stube aus, in der soviel Gemütlichkeit, soviel Herzlichkeit wohnt, sahen wir in das wilde Treiben. Vom Frieden, von der Stille aus sahen wir in den Kampf.

Wer im Streit des Lebens noch ein freundlich Heim hat, der ist glücklich. Denn unser ganzes Leben ist voll Stürmen und Staub, daß man mühsam dagegen angeht, und daß man nichts vor sich deutlich sieht. Wie sind wir doch immer in Drang, Furcht, Sorge, Hoffnung! Wir bauen Schanzen auf gegen die Not, und oft helfen sie wenig. Wir sorgen und arbeiten immer, und oft werden wir ganz verwirrt davon. Und am Ende steht der Tod und wartet. Aber wir haben ein Heim. Es ist schön, daß wir ein Heim haben. Wir haben unsere Religion; wir haben diesen Ort des Friedens. Von hier aus sehen wir in den Sturm und in den Staub. Hier machen wir uns warm gegen die Kälte, mutig gegen die Gefahren. Gott helfe uns, daß wir dies Heim behalten, bis er

uns aus Gnade von dieſer Erde zu ſich nimmt in den Himmel.

Wir wollen uns in den freundlichen Schein des Evangeliums ſtellen, das ſteht: im Evangelium des Lukas 4, 14—30.

Ich ſage: Jeſus predigt in Nazareth: I. von der Freiheit, II. vom Weg zu ihr.

I.

„Jeſus kam wieder in des Geiſtes Kraft nach Galiläa.“ In des Geiſtes Kraft: d. h. im Adlerflug: d. h. mit tiefen, göttlichen Gedanken, mit ſtarkem Wort, mit Händen, vor denen die Krankheiten wichen, mit leuchtenden Augen, vor denen die Sünde ſich krümmte. Du mußt das im Markus nachleſen oder in einem andern Evangelium, welche Thaten der Herr gethan hat, welche Worte er geſprochen hat, welchen Eindruck er gemacht hat, dann wird dir das Herz klopfen, und du wirſt dir etwas dabei denken: „Jeſus kam in des Geiſtes Kraft nach Galiläa.“

„Und das Gerücht von ihm erſcholl durch alle umliegenden Orte.“ Das Gerücht wird manches entſtellt, manches übertrieben haben. Jedes Gerücht hat einen lügneriſchen Zug im Geſicht. Aber im ganzen war es doch wahr, was es erzählte von ſeinen Thaten wunderbar, von ſeinen Worten holdſelig, von ſeiner Liebe ohne Grenzen, von ſeiner Erſcheinung: „er iſt der Schönſte unter den Menſchenkindern.“ Kurz, was ſchrie das Gerücht mit tauſend Zungen durch das Land: „Er iſt ein Heiland voll Liebe und Treue. Er iſt ein Arzt: er hilft umſonſt, er hilft ſo gern, er hilft nicht gern durch Schneiden, das weh thut, ſondern er hilft mit ſeiner ſüßen Liebe.“ So ſprachen ſie von ihm.

Er kam auch nach Nazareth, wo er erzogen war, wo er bei ſeinem Vater in den Spänen geſpielt hatte, wo er dann ſelbſt ein Zimmermann geweſen war. Das Dorf lag und liegt noch heute an einer Anhöhe. Geht man weiter hinauf,

kommt man an einen Absturz — ich weiß nicht wie tief. — Dahin kam Jesus.

Es war ein großer Tag für Nazareth, ein Tag äußerster Spannung. Die Geister waren fast überspannt, wie nachher klar wird. Solch einen Tag hat Nazareth noch nicht erlebt. Es war noch nicht viel Großes und Gutes aus Nazareth gekommen. Der, welcher Nazareth im ganzen Land, bis zum König und Statthalter hinauf, berühmt gemacht hat, die Ehre, der Stolz Nazareths: der kommt! Da liefen sie alle in die Synagoge. Und als er kam, und als er das Pult betrat, wurde es totenstill.

Da nahm er die Bibel und fand das freundliche Wort in dem 61. Kapitel des Jesaias — man kann es dort nachlesen. — Wie die Glocken am Weihnachtsabend, als wir Kinder waren, so lieblich sind die Worte. Dazu kam, daß er sie vorlas mit seiner reinen, klingenden Stimme, die doch so voll warmen Herzens war, und in der Kraft des Geistes, der in ihm war. So: „der Geist des Herrn ist bei mir. Derhalben er mich gesalbt hat und gesandt, zu verkünden das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen und den Blinden das Gesicht und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen, und zu predigen das angenehme Jahr des Herrn."

Und nun fing er an zu predigen, holdselig und groß, über den holdseligen und großen Text. Seine Predigt ist nicht aufbewahrt. Aber wir können sie uns wohl denken. Wir sind ja Jesu Jünger. Wir wissen ja aus andern Stellen, wie er gepredigt hat. Er sprach über das viele Leid der Menschen, mit weicher Stimme; über die Armen mit ihrer Brod- und Seelennot; über die vielen Herzen, welche von der Sünde und Sorge zerschlagen sind, wie Schiffe am Strand in der Brandung; über die vielen Gefangenen in den Gefängnissen des Pontius Pilatus und des Königs „Branntwein" und des Königs „Arbeit" und der Königin „eitle Ehre"; über die

vielen Blinden, die durchs Leben gehn, wie das Pferd um den Göpel, immer im Kreis ihrer Tagesarbeit und -sorge nach, und sehen vor lauter Erde und Heu und Stroh den Himmel nicht. Er sprach über die Hoffnungen, von denen es sehr viele giebt, und von denen wir Alle einige in den zitternden Händen haben, und daß sie sehr häufig zerschellen wie Fensterscheiben, gegen welche die Steine fliegen. Er sprach über alle diese Dinge mit einer Wehmut, mit Augen so freundlich und traurig, mit einer Stimme so rein und lieb, mit einer Erkenntnis so tief und klar, wie seitdem kein Mensch wieder hat reden können — wird auch nie wieder geschehen —, und dann, als er soweit war, sagte er zu ihnen, daß all dies Übel, diese herzzerreibende Menschennot jetzt, heute, in diesem Augenblick vorüber wäre, von ihnen abgefallen wäre, wie Erde, die man von den Stiefeln stößt. Es ist zu Ende mit Sünde und Not und Sorgen und Thränen. Da horchten sie hoch auf: Da hätte man hören können eine Nadel auf die Diele fallen.

Er sprach über das Thema — wie hier steht: „Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren", und es mögen diese Teile gewesen sein: 1) Gott ist die Liebe. 2) das Reich Gottes ist gleich einem Schatz im Acker, den ein Mensch fand und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte den Acker. 3) Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid. Er redete von dem lieben Gott, der nicht will, daß ein einziger Mensch, er sei Taglöhner oder Gelehrter oder eine kleine Konfirmandin oder ein Greis, die höchste Bestimmung des Menschen verfehle, der allen Menschen — jedem Einzelnen bittergerne helfen möchte. Er erzählte ihnen von dem großen Ereignis der Zeit, dem größten der Weltgeschichte: von der Gründung eines Reiches voll Reinheit, Liebe, Treue unter den Menschen und Gnade von oben her. Er sagte ihnen, daß sie auf ihn sehen, hinter ihm hergehen, ihn lieben sollten. „Dann", sagte er, „wird euch sein wie Gefangenen, die im Sonnenschein auf der Straße gehn, wie Blinden, die Frau und Kinder sehn, wie

Schiffern, die glücklich durch eine wilde Brandung kamen. Ihr werdet glücklich und fröhlich sein. Kommt her zu mir! Kommt her zu mir!" So schloß er. Das war seine Rede.

Die Rede gefiel ihnen. Über die Maßen. „Seht: das ist der berühmte Nazarethaner. Wir begreifen es. Freilich: Da sind Geist und Gaben."

Liebe Christen! Solche Rede des Herrn gefällt auch heute unzählig vielen Menschen. Wenn das Evangelium, die frohe Botschaft, gepredigt wird, dann hören die Menschen gern zu. Wer wollte Jesus nicht zuhören, wenn er über den lieblichen Jesaistext redet? Und er hat oft darüber geredet. So in der Bergpredigt, wenn er sagte: Selig sind, selig sind! O, das mögen die Menschen so gern hören: selig sind. Denn wer ist so wahnsinnig, daß er nicht möchte selig werden? — Es giebt Prediger, welche die Gabe haben, immer freundlich zu predigen. Die ganze Heilige Schrift ist ihnen Evangelium, frohe Botschaft. Sie sagen: Friede! Sie sagen: Selig! Sie predigen immer über den Text, über den Jesus in Nazareth predigte: „Der Geist des Herrn ist bei uns." Sie predigen immer „das angenehme Jahr des Herrn." Sie sind glückliche Menschen. — Die Menschen hören das gern. Dies ist ja die Religion vieler Menschen: „Der Geist des Herrn ist in Jesus Christ. O ja, er war rein und gut, sonder Fehl — kein Stäubchen an seinem Kleid und voll Erbarmen. Er war von allen Menschen der freundlichste und hat vielen geholfen. Wenn es wahr ist — und es kann wohl wahr sein —, daß er auch die Gewalt hat in dem Land, dahin wir kommen, wenn wir tot sind, dann wird er auch da sehr mitleidig sein und mit seinem Mantel decken: „all Sünd und Schande."

Ja, wer hört nicht gern eine Predigt über den Jesaastext? Wir, die in Not und Sünde und Arbeit sind, wir dicht vor dem Abgrund, wir in der Brandung, wir im Sturme, wir wissen nicht Weg, nicht Steg? Wenn er uns sagt: Heut ist die Schrift erfüllt. „All Fehd hat ein Ende," Ihr

ſollt ſelig werden? Geſund und fröhlich ſollt ihr ſein, und ſicher ſollt ihr wohnen? — Darum ſteht da auch: „Und ſie gaben Alle Zeugnis von ihm und wunderten ſich der holdſeligen Worte."

II.

Liebe Chriſten! Wenn ein Arzt zum erſten Mal an das Bett eines Schwerkranken tritt, ſo wird er gut thun — ſoviel ich davon verſtehe — wenn er zuerſt verſucht, dem Kranken Mut einzureden. Wenn er fröhlich und ſicher vor ihn hintritt und ſagt: Sei ruhig, ſei froh, habe Vertrauen: ich mache dich wohl wieder geſund — dann . . ja, dann das „aber": Nun mußt du thun, was ich ſage! Nun mußt du genau eſſen, wie ich ſage, genau trinken, wie ich verſchreibe! Erſt freundliche Ermunterung — danach ernſte Befehle. Erſt fröhliche Hoffnung, dann bittere Gegenwart.

Jeſus hat ſich einen Arzt genannt. Wir nennen ihn mit einem Namen, der einen ähnlichen Gedanken ausdrückt: Heiland. Jeſus Chriſt macht es hier wie ein Arzt. Er redet zuerſt über den Jeſaiastext: von Sonnenſchein, vom angenehmen Jahr des Herrn, von Geſicht und Geſundung und von Freiheit. Nun aber fährt er fort: „Ihr freut euch über meine freundlichen Worte. Ihr möchtet nun auch Zeichen und Wunder ſehn. Ach, kein Prophet iſt angenehm in ſeinem Vaterland: denn ſein Vaterland kann nur angenehme Dinge von ihm vertragen. Ich aber muß Euch wie allen Anderen in der weiten Welt bittere Dinge ſagen. Die Wahrheit muß ich euch ſagen, von der bittern Gegenwart muß ich euch reden: Zwar: das freundliche Jeſaiaswort iſt in die Welt gekommen, iſt Thatſache geworden; aber es iſt zu *Andern* gekommen, nicht zu euch. Sowie in alten Zeiten Fremde geheilt wurden, nicht die Leute im Land, ſo werden *Fremde* das angenehme Jahr des Herrn ſehn und ſich ſeiner freuen, los aller Not und Bande; aber ihr nicht. Ihr werdet mit Sünde, Sorge

und Not bleiben, und an Andern wird die Jesaiaspredigt erfüllt. Darum, weil es euch nicht ans Herz geht! Darum, weil ihr euch umseht und sagt: wem gilt das? Darum, weil ihr nicht nachdenket; weil es nicht eure Seelen schüttelt!"

Da wurden sie voll Zornes alle, die da in der Schule waren. Sie sprangen auf und stießen ihn zur Stadt hinaus, auf den Hügel, an dem ihre Stadt liegt; da wollten sie ihn hinunterstoßen. Den sie so gelobt und angelacht hatten, als er über den Jesaiastext redete: sie mochten ihn nicht hören, sie mochten ihn nicht einmal sehen, als er über den Mosestext anfing, als er sagte: „Nun fort mit der Trägheit und geistlichen Stumpfheit! Nun fort mit den schlechten Gewohnheiten! Nun laß du dein Neiden, du dein Fluchen, du deine Launen, die den Deinen so beschwerlich sind, du deine Sorgen! Nun her mit Glauben und vielen guten Werken! Nun rein das Herz und flink die Hände zur Helferarbeit! Denn nur über diese wird kommen mit lachendem Sonnenschein das angenehme Jahr des Herrn."

Es ist fürwahr richtig, daß Jesus ein gar freundlicher Herr ist, der mit lieblichen und starken Worten die Gottseligkeit eines reinen Herzens schildert, der die Engel selbst im seligen Himmel lachen läßt, wenn ein Sünder das Schweinehüten und das Träbereſſen aufgiebt und sich zu Gott wendet. Er stellt diese Freude mit solchen Worten dar, daß einem das Herz hochschlägt. — Aber Jesus sagt ganz wie der Arzt: erst Gehorchen und Mühe, dann fröhliche Genesung. Jesus sagt, ganz wie es im Leben heißt: erst Arbeit, dann das Gefühl der Befriedigung. Jesus sagt: Erst Heiligung auf Erden, dann Seligkeit im Himmel. Erst das Haus fegen, nachher laßt uns Weihnacht feiern! Erst laßt uns gute Kinder werden, nachher mag uns der Vater einen neuen Rock geben und funkelnden Fingerreif! Jesus Christus hat die Weisung gegeben — das soll niemand vergessen —: „So jemand will des Willen thun, der mich gesandt hat, der wird inne werden,

ob diese Lehre von Gott ist." Du mußt erst Willen zeigen; du mußt erst die Sache angreifen; du mußt erst an deinem Charakter arbeiten; du mußt dir erst von Gott Arbeit geben lassen. Nachher, nachher bekommt ein jeder bar ausbezahlt großen Lohn.

Es steht da: Sie wurden voll Zorns. Sie mochten es nicht hören. Nun, wir können auch gern voll Zorns werden oder ärgerlich, weil es so schwer gemacht ist, hier zeitlich und dort ewig selig zu werden. Unser Zorn und unser Ärger wird der Sache Jesu wenig schaden. Er bringt seine Sache zu andern Leuten. Es sind alle dreißig Jahr 1500 Millionen Menschen, die sein Heil brauchen. Er ist größer als unser Ärger. Das ist ein jämmerlicher Vater, der fragt, ob die Kinder sich ärgern. Es geht nicht, daß wir uns an ihm stoßen. Selig ist, wer sich nicht an ihm ärgert, sondern sich ihm demütig unterwirft. Ich meine, er sei es wohl wert. Schon wegen der sechs Stunden am stillen Freitag. Es war ihm bitterernst, er wollte dir sehr gern helfen; er wollte dir durchaus helfen.

Freundlich ist Jesus. Er legt uns ein Joch auf, aber es ist nicht zu schwer. Er sagt sogar: „es ist sanft." Sage: „ich will, Herr" und fang an die Arbeit der Heiligung. Dann, dann wird er dir auch predigen, holdselig — nach dem Jesaiastext —: das angenehme Jahr des Herrn. Amen.

Es ist der Mühe wert, ein Christ zu sein.

Septuagesimae. — I. Brief an die Korinther 9, 24—27.

Draußen auf dem freien Feld vor Korinth war eine stattliche Rennbahn geebnet. Ringsum standen hohe Schranken.

Dort wurden jährlich Wettspiele abgehalten. Junge, kräftige Männer jagten längs den Schranken, und wer der erste wurde, wer mit gewaltiger Anstrengung die andern besiegte, der wurde mit einem grünen Kranz belohnt, von den Dichtern seines Volkes besungen, sein Bild wurde zum bleibenden Andenken in der Rennbahn aufgestellt.

Eines Tags — Jesus war vor 30 Jahren auf Golgatha gekreuzigt worden — war in Korinth ein Mann eingewandert, mit schon ergrautem Haar, mit tiefen, ernsten Augen, ein Teppichmacher aus Tarsus, Paulus. Der hatte eine glühende Liebe zu Jesus Christ und war von ihm in die Heidenwelt hinausgeschickt, empfänglichen Herzen den wunderbaren Jesusglauben zu predigen, in die ungeheuren Haidefelder guten Samen zu säen, hier und da, an günstigen Stellen . . nachher sollte er sich von selbst ausbreiten. Er kam von Tarsus, da hatte er fleißig Teppiche gemacht und viel dabei gegrübelt; er kam von Jerusalem, da hatte er dabei gestanden, wie Stephanus starb; er kam von Damaskus, da hatte Jesus Christ ihn geschüttelt; er kam aus Arabien, da hatte er gebetet; er kam aus Kleinasien, da hatte er gearbeitet. Jetzt kam er nach Korinth.

Da waren gerade die Spiele — meine ich — und er saß mit unter den Tausenden, der Mann mit dem grauen Haar und den tiefen Augen und im Herzen: Jesus allein. Und er sah dem Wettlauf zu und sah, wie der Sieger so über die Maßen geehrt wurde, und er sah . . und sah und zog weiter. — Und nach etwa fünf Jahren — er war fern von seiner korinthischen Gemeinde, da war in selbiger Gemeinde ein gewisses lottriges und lässiges Wesen eingerissen, und Paulus sah sich veranlaßt, ihnen einen längeren Brief zu schreiben. Da, wie er nun so sitzt und schreibt und sinnt, daß er es ihnen so recht ans Herz lege: Jesum allein, daß sie doch wieder ernste Christen würden: da, mit einem Mal, steht er im Geist wieder auf der Tribüne und schaut den

korinthiſchen Spielen zu und da ſchreibt er an ſie folgende Worte:

I. Kor. 9, 24—27.

Es iſt der Mühe wert, ein Chriſt zu ſein.

I. Es iſt eine Mühe.

II. Aber es iſt der Mühe wert,

I.

„Wißt ihr nicht, ſagt der Apoſtel, „daß die, welche in den Schranken laufen, die laufen alle?“ O ja, ſie kannten das Bild: das Rennen in der Bahn, draußen vor ihrer Stadt. Sie liefen Alle, die ſich gemeldet hatten, und ſie liefen Alle in den Schranken, die Bahn entlang. Keiner lief querfeldein. Das galt nicht. Das gilt auch heute nicht. Sie hatten ſich monatelang hart geübt und eingelernt: „Ein jeglicher aber enthält ſich alles Dinges“. Und wenn der Tag kam, dann hatte oft alle Mühe nichts genützt: „Einer aber erlangt das Kleinod.“

In den Schranken mußt du bleiben, in der Bahn. Dem Herrn mußt du nachgehn, wie der ſeinen Weg gemacht hat durch die Welt: von Nazareth nach Stillfreitag. Es mögen viele Wege nach jeder Stadt im Land führen, nach dem Himmel führt nur ein Weg: Jeſus Chriſt, der, wie du weißt, geſagt hat: ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; Niemand kommt zum Vater denn durch mich. Das iſt das Allererſte und das Notwendigſte. Das wußte jedes Kind in Griechenland, das weißt du auch: auf dem Weg muß man bleiben, in der Bahn. Das iſt das Allererſte im Chriſtentum, daß du auf Jeſus ſiehſt und ſagſt, den Weg muß ich gehn, den er gemacht hat.

Es iſt eine Mühe, und es iſt große Verſuchung vorhanden, oben auf den Tribünen oder unten auf den Bänken zu ſitzen, die Hände in dem Schoß zuſammenzulegen, zuzuſchauen und ſich erzählen zu laſſen, wie andre liefen: ſich er-

zählen zu lassen von Jesus, wie der gelaufen hat, bis er mit sterbender Hand das Kleinod ergriff; sich erzählen zu lassen, wie Paulus gelaufen hat, bis er sein Haupt auf den Block legte; am Sonntag Palmarum in der Kirche zu sitzen und den kleinen Konfirmanden zuzunicken: „Ei, wohl, kämpfet einen guten Kampf! Wacker, Kinder!“

Es sind sehr viele Christen, die also am Wege sitzen und an Kämpfen und Laufen nicht denken. Sie gehn auf in den kleinen Sorgen und Freuden des Lebens, sie pflügen und hämmern, sie kochen und essen, sie trinken und lachen. Sie haben nicht einen einzigen großen und ernsten Gedanken. Wo sie aber annehmen müssen, daß irgendwo ein großer und ernster Gedanke sei, z. B. in der Kirche: da meiden sie mit Angst diesen Ort. Da wurden sie krank. Sie hatten das schöne Leben, darin man kämpfen und laufen soll, zugebracht wie ein Geschwätz. Sie waren noch mitten im Schwatzen. Nicht wahr, ihr habt es doch erlebt? Da trugen wir sie auf den Kirchhof.

Andere laufen; aber ihr Ziel taugt nicht. Das, wonach sie laufen, ist nicht der Mühe wert. Sie wollen irgend eine irdische Hoffnung erfüllt sehen. Andre, thörichter, laufen einer Leidenschaft nach. Sie kommen alle nicht ans Ziel. Es ist die Natur aller irdischen Ziele, daß sie nicht erreicht werden. Nicht wahr? Ihr habt es doch schon erlebt? Sie geizten noch; sie griffen noch; sie tranken noch; sie lachten noch; sie liefen noch. Mitten im Lauf stürzten sie. Da trugen wir sie auf den Kirchhof.

Man muß in den Schranken laufen. Das wußte jedes Kind in Griechenland. Das weiß jedes Kind in unsern Schulen. Wer wird selig? Der in den heiligen Schranken bleibt, die unser Seligmacher an unserm Weg aufgestellt hat; die zehn Gebote im Sinne Jesu, im Sinne der Bergpredigt ausgelegt. Eine lange Schranke neben dir, dem Laufenden: Gottes Ehre, Name und Tag, deines Nächsten Ehe, Gut und Ehre! Die ganze Schranke entlang stehn die funkelnden, starken

Gotteswortе: du sollst Gott fürchten und lieben, so sehr du kannst, und deinem Nächsten Gutes erweisen, so sehr du kannst. Daß du nicht auf das Steinigte kommst und werdest hartherzig! Daß du nicht zwischen die Dornen gerätst und werdest voll Sorgen und nichtiger Freuden! daß du nicht in den Abgrund fällst in Schande und Laster!)

(In den heiligen Schranken Gottes laufen: das ist das Erste! Das Andre aber ist: von sich werfen, was am Laufen hindert. Ein Wort nicht allein von Paulus, sondern auch von Jesus Christ: „Wenn dein Auge dich zur Sünde verführen will, reiß es aus, wirf es weg!“ Ich bekenne: das ist Mühe, da liegt Versuchung. Wir haben so Dinge, die uns ans Herz wachsen. Da hat der Eine eine Leidenschaft, a
nicht schlimm, aber er fühlt wohl: sie hindert seine Seele am
Laufen. Da hat der Andre Hab und Gut, nicht viel; aber b
grade soviel, daß seine Seele schwer mit Sorgen belastet ist.
Wenn er dann einmal in die Kirche kommt, dann merkt er
wohl: es hindert ihn am Laufen. Da hat der Andre hohe c
Gedanken von sich selbst, und wenn er dann hier sitzt, schaut
er mit kluger, würdiger Miene auf das Gotteswort, und ich
weiß wohl, das hindert viele am Laufen. Da ist Einer, der d
hat gehört, was zu den Christen gesagt ist: Was ihr gethan
habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir ge-
than; aber wenn der Bettler von Bielefeld kommt, oder die
äußere Mission, oder wenn Not in der Gemeinde ist, dann
kann er doch nicht vom Groschen finden, und er weiß: das
hindert ihn am Laufen. Was dich hindert, vorwärts zu
kommen nach der schönen Himmelspforte, reiß es aus. Gott
steh' dir bei und gebe dir Mut: Wirf es weg! Es ist Mühe,
große schwere Mühe; aber es ist besser, mit Mühe in den
Himmel zu kommen, als, bepackt mit allerlei Habe und Sorge
und Sünde, in die Nacht zu gehn.

Und dann nicht müde werden, bis die schöne Pforte er-
reicht ist, bis der grüne Kranz auf dem Haupt sitzt, bis wir

die Kränze verdient haben, die man auf unsern Sarg legt. Verdiene dir deine Sargkränze! Laß es nicht Sitte ohne Sinn sein! Bei dir nicht! Lauft also, daß ihr es ergreift.

Es ist Mühe dabei. Paulus schreibt einmal in einem andern Brief: Ihr liefet fein. Wer hat euch aufgehalten? Ja, wer hat euch aufgehalten? Wenn es Palmarum wird und ich mit der kleinen Schaar zum Gotteshause gehe, dann gehen meine Gedanken zu denen zurück, die ich vor einem oder drei oder sechs Jahren am selben Sonntag mit Gebet und Lobgesang vor die Augen Gottes führte. Einige laufen noch, das merke ich daran, daß sie zum Gotteshaus kommen und zum Abendmahl. Andre sind in die Fremde gegangen. Gott segne euch, ihr Kinder in der Fremde. Andre aber, ich fürchte, es sind nicht wenige: Ihr liefet fein, wer hat euch aufgehalten?

Fein liefst du, liebe Seele! Wie war dein Herz so unverdorben, dein Gebet so kindlich und einfach und vertrauend. Fein liefst du, liebe Seele, zum Tisch des Herrn und nicktest mit deinem Haupte, als er sagte: Geh hin und sündige hinfort nicht mehr! Wer hat dich aufgehalten? Böse Freunde, die lachten und sagten: es ist kein Gott? Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen. Wer hat dich aufgehalten, deine Sorge und Arbeit? Es giebt für den Christen vornehmlich die eine Sorge: Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern. Wer hat dich aufgehalten? Deine Sünde? Geh zum Tisch des Herrn, rede mit ihm über deine Sünde und geh in reinem Kleide mit neuem Mut weiter auf deinem Weg. Als der verlorene Sohn sich aufgemacht hatte — da es von ihm heißt: da schlug er in sich — ich denke: da lief er fein. Da wollte ihn manches aufhalten: lustige Gesellen und ein Sandweg, ein schönes Dorf und ein Regentag; aber er ließ sich nicht aufhalten. Er dachte wohl immer an den Augenblick, da er vom Hügel herab das liebe, schöne, reine Vaterhaus sähe im Weihnachtsglanz. Er dachte wohl

immer an des Vaters gute, heilige Augen. Er dachte wohl: Es ist eine Mühe;

* * *

Aber es ist der Mühe wert. Das war das Zweite.

Glaubst du, daß die, welche Jesus Christ nicht lieb haben, keine Mühe haben? Die haben mehr als du. Denn wohl tausendmal glauben sie, daß sie ein Ziel erreicht haben und wollen es so fest halten; denn sie haben ja sonst keine Hoffnung. Und immer wieder zerbricht es ihnen zwischen den haltenden Fingern. Es ist Mühe ohne Ende. Eine Kette von Mühen. Du siehst viele, die in diesen Ketten gehn.

Du, in den Schranken Gottes, hast auch Mühe; aber es ist der Mühe wert. Ich will dich an eins erinnern: Viele Tausende stehn und sehen dir zu. Ich denke an Vater und Mutter und an die Vorfahren, die beim Herrn sind. An den Himmelsschranken stehen sie und sehen hinunter und freuen sich, daß du so wacker um deine Seele kämpfst. Ich denke an die Seligen alle, die nun Herzen haben ganz rein und heilig, und an die Engel: der ganze Himmel lobend, sich freuend, wenn sie sehn, daß du redlich und mutig, wie es sich für einen Freiwilligen Jesu Christi schickt, in den heiligen Schranken läufst. Ich denke an den Einen, der einst auf Golgatha starb. Er starb ja auch für dich; denn er sagte, er wäre gekommen zu suchen, und die selig zu machen, die verloren waren. Grade darum ist er gestorben, daß er deine Seele zur Gegenliebe entflamme, daß du sagest: „Ich will doch laufen, damit ich dann bei ihm sein kann. Es ist gut, bei ihm zu hausen."

Wenn ein Mensch den andern Weg geht, den Weg der Begierden oder Habsucht oder des Geizes, dann sind da ja auch Einige, die ihm zurufen: Richtig! klug! Lauf nur zu! Aber die das sagen, die sind auch danach. Ich danke für ihren Beifall. Du wollst auch dafür danken; du wolleſt sogar versuchen, ihnen zu mißfallen und wolleſt laufen und

versuchen, den Andern zu gefallen, den ernsten Christenleuten und den Seligen an den goldnen Himmelsschranken.

Was du gewinnst, ist ein Kleinod, sagt Paulus: „Einer erlangt das Kleinod." Eine Kostbarkeit ist es. „Eine köstliche Perle", sagt Jesus: „Ein Schatz im Acker", sagt er. Es ist ein Besitz, in dessen Genuß wir hier schon kommen, und es ist eine gewisse Hoffnung auf ein andres vollkommenes Leben. Es ist schon hier viel Freude, die jeden Tag neu wird, ein stetes Vorwärtskommen, ein, wenn auch mühseliges, Gelingen. Gott bezahlt die Mühe des ernsten Strebens jeden Tag mit barem Geld. In der Zukunft aber liegt die Ankunft im Vaterhaus, das sehr schön, friedlich, rein und fröhlich ist. Nach manchem harten Stand und manchem harten Gang in der Welt werden wir dort gut wohnen.

Wenn wir das im fröhlichen Glauben erfassen: dort oben ohne Sünde, Sorge, Thränen und Tod, immer bei denen, welche wir lieben, und in Gottes Hut, wie sollte dir das widerfahren, daß dir nach einem solchen Ziel die Füße müde würden? Es ist wohl eine Mühe; aber es ist der Mühe wert.

Und wenn ich auf mich selber sehe, wodurch ich ja durch die Worte dieses Briefes gezwungen werde: „ich laufe aber also, daß ich nicht den Andern predige und selbst verwerflich werde": so wird es mir gehn wie dir, daß wir fürchten, das Kleinod doch nicht zu erreichen . . . Aber Gottes Verheißungen sind so wunderbar: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde", . . . also auch mir. Des Heilands Versprechungen sind so sicher und trostreich: „Kommt her zu mir, Mühselige und Beladene, ich will euch erquicken," und ich bin ja mühselig und beladen. Unser eigen Herz schlägt so stark dem Herrn entgegen, dem treuen starken Helfer für alle Schwachen und Mutlosen; und ich bin ja schwach und mutlos. Es ist wahrhaftig nicht schwer, den Todgeweihten von Jerusalem, den Sterbenden von Golgatha, den, der in Josephs Garten stand, als am dritten Tag die Sonne aufging: diesen Herrn von

ganzem Herzen zu lieben. Er verheißt aber alles Gute denen, die ihn lieben. Und ich habe ihn ja lieb.

Nein. Wir sind nicht verlassen, nicht betrogen. „Getreu ist, der uns ruft", sagt Paulus an einer andern Stelle. Wir müssen es darauf hin wagen mit fröhlichem Blick und viel Mut. Siehst du das Steinigte und die Dornenhecke? Denk' an die heiligen Schranken! Siehst du das Vaterhaus? Das ist dein, wenn du nicht müde wirst! Geh! Es ist eine Mühe; aber es ist der Mühe wert. Amen.

Nun wollen uns die Kinder das Lied singen, das durch die heutige Predigt geklungen hat, wie ich hoffe, an eure Herzen:

Eins ist Not, ach Herr, dies eine
lehre mich erkennen doch.
Alles andre, wie's auch scheine,
ist ja nur ein schweres Joch.
Darunter das Herze sich naget und plaget
und dennoch kein wahres Vergnügen erjaget.
Erlang' ich dies eine, das alles ersetzt,
so werd' ich mit einem in allem ergötzt.

Jesus vor Pilatus.

Laetare. — Evangelium nach Matthäus 27, 15—31.

Von allen Begebenheiten, die geschehen oder geschrieben sind, ist das Drama von Jerusalem das weltbekannteste. Denn es ist das erschütterndste. Es spricht so zu Herzen; ich sage besser: es stößt so gegen das Herz — es sei denn ganz oberflächlich und gedankenlos —, daß diese Bilder und Scenen,

obgleich faſt 1900 Jahre dazwiſchen liegen, uns gegenwärtig ſind, als wären ſie geſtern geſchehn.

Iſt Einer unter den Anweſenden, dem es nicht vor Augen ſteht, wie die Dreizehn am Donnerstag Abend zum letzten Mal mit einander eſſen? Wer ſieht nicht dieſe Tafelrunde? Weil am andern Tag, als die Sonne ſank, nur noch elf von den dreizehn am Leben waren — zwei waren ſtille Leute geworden — mögen noch heute abergläubiſche Leute nicht zu dreizehn am Tiſche ſitzen. Die Zahl dreizehn trägt von jener Stunde an in der Chriſtenheit einen Trauerflor um den Arm. — Hat Einer von den Anweſenden die Thatſache vergeſſen, daß er betete und wachte und arbeitete, daß ſein Schweiß war wie Blutstropfen, und ſeine Freunde, ſeine lieben Freunde ſchliefen? Oder die Scene, wo Judas — nicht ſein Feind, ſondern ſein lieber Freund Judas — die Arme um ſeine Schulter legte und ihn herzlich küßte und mit der weichen, milden Stimme, die er zuweilen hatte, ſagte: Sei gegrüßt, mein Meiſter? Oder die Stelle, zwölf Stunden ſpäter, wo dieſer ſelbe Judas mit einem andern Geſicht — ganz anders! — im Dunkeln in der Tempelthür erſchien, und die dreißig Silberſtücke flogen über die Diele, „und er ging hin", ſteht da, und „es war Nacht" und er erhängte ſich? Oder die Stelle, wo der hochgemute, fröhliche Petrus, dieſer ſtarke, ſtolze Mann mit den blitzenden Augen, der in ſeinem Weſen ſo etwas Deutſches hat, die Hände gegen ſein Geſicht ſchlug und laut aufweinte, wie ein Kind aufweint? Und wenn es wahr iſt, was Einige erzählen, daß ſeine alte Mutter mit grauem Haar unterm Kreuz geſtanden hat: weiß Einer einen Gedanken, kann Einer ein Bild malen, das uns weher thut?

Alle dieſe und die andern Begebenheiten kennt ihr genau. Sie ſehn euch mit tiefen, dunklen Augen an und reden zu euch in deutſcher Sprache. Ja, das war ein Drama dort in Jeruſalem, und ich verſtehe jene einfachen Dorfleute am Fuß der Alpen in Bayern, welche vor vielen tauſend Menſchen

aus der ganzen Welt die Paſſionsſpiele aufzuführen pflegen.

Es hat mich bezwungen, daß ich euch von dem, was zu Jeruſalem geſchehen iſt, etwas vor die Seele ſtelle. Wir wollen ihn ſehn, wie er auf der Richtbühne des Pilatus ſtand und neben ihm, wer? Petrus? Das wäre ein freundliches Bild! Judas? Er hatte Judas ſehr lieb! Kaiphas oder Pilatus? Sie haben neben ihm geſtanden. Die Zwerge und Krüppel haben den Großen gerichtet. Nein, ein Andrer ſtand neben ihm. Er ſtand da mit ſeinem reinen Geſicht und mit ſeiner edlen Geſtalt, er, von dem die Frauen in Galiläa ſagten: „Selig der Leib, der dich getragen“ und neben ihm ſtand: Barrabas, der Mörder.

Das Evangelium ſteht: Matth. 27, 15—32.

Jeſus vor Pilatus.

Wie ſtellte ſich zu ihm: I. die Frau, II. der Mann, III. die Jugend.

I.

Der Statthalter Pilatus hat ſich in ſeinen ſteinernen Amtsſtuhl geſetzt. Offiziere und Soldaten ſtehn neben ihm; und vor ihm, in der Tiefe, ſtößt und drängt ſich eine Volksmenge, die ein Feſt feiern will, die nach Neuem hungrig iſt, die Blut riecht.

Da drängt ſich ein Diener an den Stuhl des Statthalters und bringt ihm eine Warnung von ſeiner Frau: „Habe du nichts zu ſchaffen mit dieſem Gerechten. Ich habe die ganze Nacht bange von ihm geträumt.“ Die Botſchaft heißt nicht ſo: „Ich habe erfahren, daß er ein unſchuldiger Menſch iſt. Rette ihn aus den harten Händen ſeiner Feinde. Ich freue mich heute, Pilatus, daß du die Macht haſt“, ſondern die Botſchaft heißt ſo: „Der Mann iſt ein Heiliger, ein Geiſtmächtiger! Er könnte dir an Leib oder Seele in geheimnisvoller Weiſe

ſchaden, wenn du ihn verurteilſt. Pilatus, ſchiebe die Sache weg von dir".

Sie war eine feine, hochgeſtellte Frau, was man denn ſo fein nennt. Sie wußte, wie man ſich vornehm kleidet, und wie man ſich dem Volke zeigt, und wie man ſich vor dem Kaiſer verbeugt. Aber in ſittlichen und religiöſen Dingen iſt ſie abergläubiſch, feige und roh. In dieſer größten Stunde ihres Lebens, in der eine ſtarke Pflicht an ſie herantritt, verſagt ſie völlig, verfällt ſie der Schande. Sie iſt vor dem Amtsſtuhl der Weltgeſchichte eine Gerichtete.

Meine Chriſten! Jeſus hat ſonſt den Frauen ſeiner Zeit ſehr gefallen. Bekannt ſind die Frauengeſtalten: Maria, Martha, Magdalena. Bekannt iſt, wie die Frauen in Galiläa begeiſtert über ihn urteilten, und wie die Frauen von Jeruſalem um ihn weinten. Man iſt leicht geneigt, zu ſagen: das kommt daher, weil er etwas Weichliches an ſich hatte. Das iſt thöricht. Welche Frau liebt einen weichlichen Mann? Jeſus war nichts weniger als weichlich. Ja, ich ſage, wer iſt ein Held geweſen wie er? Nennt doch einen, der ſo ſtarkes, ſo ſchweres wie er unternahm und mit ſo übermenſchlicher Kraft und mit ſolcher Vaſallentreue zu Ende führte? Nein, ich weiß wohl, was es geweſen iſt, das ihn den Frauen lieb machte: das war das Reine, das Treue, das Starke.

Auch die Frau des Pilatus ſtand unter dem gewaltigen Eindruck ſeines Weſens; aber ſie hatte nicht den Mut, den die Frauen aus dem Volke hatten. Sie war zu fein dazu, was ſage ich, ſie war zu gewöhnlich dazu. Sie that nichts weiter, als jammerte ängſtlich: „Ich habe die ganze Nacht ſchlecht geſchlafen", und hob warnend den Finger: „Er könnte dir ſchaden. Schiebe die Sache von dir, Pilatus!"

Nun auch jetzt noch: alle Frauen ohne Ausnahmen müßten Jeſus lieb haben, wie einſt die in Galiläa und Jeruſalem. Dieſer, mit dem Mut, mit den ſtarken, goldnen Worten, mit der Todestreue, mit der ſtarken Hoffnung an Gräbern, auch

an Kindergräbern, muß den Frauen gefallen. Das kann nicht anders sein. Sie müssen ihm anhangen und Maria und Martha in einer Person sein, Martha, die ihren eignen Hausstand fein und fröhlich in Ordnung hält und des Nachbarkindes Krankenbett unter freundlichen Worten aufmacht, Maria, die gern ins Gotteshaus kommt oder daheim das Evangelium nach Matthäus durchliest, sich freuend am Herrn.

Nun, ich weiß wohl, der Heiland hat im ganzen Land, auch in unsrer Gemeinde, noch viele Freunde unter den Frauen; aber es giebt doch viele, denen der Herr bisher keine einzige unruhige Nacht gemacht hat und die sich von der Sache des Heilandes fast abergläubisch fern halten: „Mische dich nicht in diese Sache", und denen es ganz gleichgültig ist, ob ihr Mann oder ihre Kinder christlich leben und ins Gotteshaus gehn oder nicht.

Ich kann nicht viel darüber sagen, weil die Zeit kurz ist: ich sage aber: Weib, ist dein Herz ernsthaft christlich, dann hast du einen starken Mut. Frauenschultern müssen oft schwerer tragen, als sie können. Ich sage: Frau, ist dein Mann christlich, so ist er nüchtern, fleißig, treu und freundlich, und du hast ein friedlich gemütlich Daheim, wenns auch sehr einfach ist. Ich sage: Mutter, ist dein Kind christlich, so ist es von einer starken Mauer umgeben gegen viel Böses und behält dir zur Freude reine Füße und ein treues Herz. Ich sage: weinende Frau, stehst du als Christin an einem Grab, so steht ein Engel bei dir und tröstet dich. Was ist eine Frau ohne Christentum? Die ist Schilf im Graben, wenn der Märzwind weht! Die Frauen im ganzen Land, die haben Ursach, dem Herrn Freunde zu werben, Propaganda für den Herrn zu machen, zuerst in ihrem eignen Hause, dann, in Zeiten der Krankheit, in des Nachbarn Haus. Denn der Herr ist der starke Freund ihrer Sache. Ich wollte, daß einige von den anwesenden Frauen wegen des Heilands im Traum oder in Gedanken einiges zu leiden hätten und das feige und

oberflächliche: „Schiebe die Sache von dir!“ . . fahren ließen und sich, mehr als bisher, entschlössen, für die Sache des Herrn einzutreten, welche ihre Sache ist.

* * * *

Von Pilatus, dem starken Pilatus, wollt ihr zum zweiten hören.

Pilatus ist zuerst sehr mutig. Er spottet über Jesus und über das tobende Volk. „Wen wollt ihr“, sagt er: „den Barrabas oder euren sogenannten Christus.“ Gleich nachher aber, als ihm der Diener die Botschaft von seiner Frau bringt: „Nimm dich in acht! Er ist ein Heiliger!“ und als das Volk tobender wird: da knickt der starke, stolze Mann zusammen. Er läßt sich eine Schüssel mit Wasser bringen und hebt seine reinen Hände zu dem Volk und wirft einen bangen Seitenblick auf Jesus: „Ich habe reine Hände. Seht ihr, da ist kein Blut daran.“ Sie sahen Alle die reinen Hände . . . Und hat doch keiner im Lande in dieser Nacht so blutig rote Hände gehabt wie Pilatus.

Liebe Christen! Die Zeit, da man über Jesus spotten konnte, ist nur kurz gewesen. Weder vorher, da er in Galiläa der Liebling des Volkes war, noch nach seinem Tod ist er verspottet worden. Nur eine Nacht und einen Tag war Jesus Gegenstand des Spottes.

Mit dem Spotten ist das nichts mehr. Damals in jenen vierundzwanzig Stunden waren die Geister in Jerusalem verdunkelt und verwirrt, oder wie der sterbende Jesus sagte: „Sie wußten nicht, was sie thaten.“ Sie waren ihm zu nahe, darum sahen sie seine Größe nicht. Wir aber stehn von unserer Kindheit an ringsum auf den Höhen um Jerusalem und sehen seine Größe, und wie er starb für uns.

Mit dem Spotten ist das nichts mehr. Es ist klar und nachgewiesen, daß er von all den vielen Tausend Millionen Menschen, die gelebt haben und leben, der Größte ist, sowohl an Geist, als an Herz, als an Charakter, der Größte an

Reinheit, Liebe und Treue. Es steht weiter fest, daß er uns helfen wollte, nicht allein seinen Zeitgenossen, sondern er dachte auch schon an dich. Du kannst ja gern sagen: ich brauche seine Hilfe nicht; aber er bleibt dir doch nah; es bleiben doch von seiner Krone Dornen in deinem Haar. Du wirst ihn damit nicht los. Er wollte dir doch helfen. Er hat doch an dich gedacht und um dich sich genüht und sauer gearbeitet. Es bleibt das Gefühl: er hat es herzlich gut mit dir gemeint. Er wird sich freilich sehr wundern, wenn du da oben ankommst und dich in die Brust wirfst und sagst: „Sieh, ich bin ohne deine Hilfe zu Gott gekommen." Ach, nein, so wird es nicht werden. Du wirst seine Hilfe so sehr brauchen. Du wirst hier oder dort in den Knieen liegen, gebrochen von Leid oder Angst, und wenn er dir dann nicht aufhilft, kein Gott und kein Mensch wird dir helfen, und gingest du bettelnd bis zu den Morgensternen.

Erst spottete Pilatus. Nachher wusch er sich die Hände. Dieser händeringende Pilatus, ein widerlicher, jämmerlicher Mensch. Ein Mann, der seine Hände ringt! Ein Mann, der keinen Standpunkt hat. „Ich habe keine Schuld. Seht, meine reinen Hände! Mich interessiert das nicht." Du hast keine Schuld? Dich interessiert das nicht? Dich interessiert Jesus nicht? Was in aller Welt interessiert dich denn? Alles Andre neben ihm ist sehr klein; er ist Lebensweg, Lebenswahrheit; er ist Leben.

Mit dem Händeringen ist das nichts mehr. Das geht nicht. Es handelt sich für jeden Mann im Land um dies: Soll ich ihn, das Beste, was mir in den 50—70 Jahren meines Lebens angeboten wird, annehmen, oder soll ich wie ein Kind die Augen zumachen und sagen: ich seh' nichts. Es geht nicht, daß man den Kopf in den Nacken wirft und ein sehr kluges Gesicht macht und sagt: was ist Wahrheit? Es ist bekannt im ganzen Land, bei den Toten und bei den Lebenden, daß bei Jesus Wahrheit ist, nämlich Liebe, Treue, Reinheit, ewige Hoffnung, kurz alles Gute. Es geht nicht,

daß man ſagt: „es iſt mir nicht möglich, hier klar zu ſehn. Es iſt eine alte Geſchichte, 1900 Jahre her . . ich . . ich bitte um eine Schüſſel mit Waſſer . . ich kann keine Stellung dazu einnehmen und mich nicht damit befaſſen.“ Man kann ſich nicht an Jeſus vorbeiſchleichen. Er iſt gegenwärtig. Seine Sache ſteht auf der Tagesordnung. Er iſt der Mann des Tags, jedes Tags. Es geht nicht, mit einem ſcheuen Seitenblick auf ihn: „Meine Hände ſind rein . .“ und man wagt nicht, ihm in die Augen zu ſehn und ihm entgegenzutreten oder an ſeine Seite und ihm zu helfen, in dieſer Zeit, da er neues Feuer auf die Erde wirft, daß es im ganzen Land hell wird und leuchtet. Ich ſage, die fünfzig armeniſchen Frauen, die vor drei Jahren über das Geländer der Brücke in den Fluß ſprangen, um den Türken zu entgehn: die hatten Charakter, aber ſolche händewaſchende Männer, die haben keinen.

Man muß Stellung zu Jeſus nehmen. Nimmſt du Stellung zu deinem Vaterland? zu deiner Frau? zu der Gemeinde? zum Nachbarn? Und du wollteſt nicht wiſſen, wie du zu Jeſus ſtehſt, der, wenn er dir nicht Gottes Sohn, doch unzweifelhaft Gottes Geſandter iſt, der in die Welt gekommen iſt als das helle Licht? Wo die Sonne aufgeht und wo ſie untergeht, das weißt du, ihren Lauf kennſt du, und ihrer Wirkung verdankſt du alles Körperliche. Du würdeſt dich ſchämen, wenn du ſagen müßteſt: ich weiß nichts von der Sonne. Nun wohl: Was die Sonne deinem Körper, das iſt Jeſus für deine Seele, für deinen Charakter. Und du willſt ſagen: er intereſſiert mich nicht; ich waſche meine Hände in Unſchuld?

Nein, mit dem Spotten iſt das nichts, und nichts mit dem Hände waſchen. Ja, damals . . . aber jetzt? Im Lauf der Jahrhunderte hat Gott ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen iſt. Und wenn du darüber nachdenkſt, wirſt du finden, daß Gott ihm dieſen Namen mit Recht gegeben hat. Hat er aber dieſen Namen mit Recht: dann iſt es nötig, daß du Stellung zu ihm nimmſt. Wenn du aber

Stellung zu ihm nehmen willst, kommst ihm nahe und siehst ihn an und vertiefst dich in sein Wesen und in seine Sache: dann will ich dir sagen, daß du, als ein Mann, der des Menschenlebens Unzulänglichkeit erfahren hat, und der das Gute will, dahin kommen wirst, daß du sagst: ich glaube, daß Jesus Christus sei mein Herr.

III.

Und nun müssen wir, weil die Zeit eilt, von der großen Menge absehn, die zum Amtsstuhl des Pilatus hinauf immer schrie: „Kreuzige ihn," obwohl es sehr lehrreich ist, zu untersuchen, wie es möglich war, daß diese Leute, die den Herrn gestern noch liebten, ihn heute haßten. Wir müssen davon absehn, obwohl es erschütternd ist, davon zu reden, wie da unten in der Volksmenge auch der das Kreuzige schrie, dem der Herr sein blindes Kind gesund gemacht, und vor den er das irre Kind hingestellt hatte, das mit einem Mal wieder blanke Augen hatte. Wir müssen davon absehn, obwohl es sehr interessant wäre, von der Urteilslosigkeit der Menschen zu reden und die Menschen zu bitten: Seht mit euren eignen gesunden Augen auf Jesus! Braucht euren eignen Verstand in Bezug auf seine Sache: dann werdet ihr erkennen, welcher Ehre er wert ist und seine Worte und sein Sterben.

Wir sehn aber hiervon ab und reden noch kurz, als zum dritten: von der Jugend.

Liebe Christen: Das Verhalten der Jugend! Wie ist das so verständlich. Und wie ist es so erschütternd.

Am Sonntag, die kleinen Kinder, als sie hörten, daß der Prophet von Nazareth käme — sie hatten ja nicht viel Verständnis — aber als sie ihn auf der Straße herankommen sahen und er sie ansah, mit diesen Augen, die er hatte, als er in Galiläa sagte: „Laßt die Kinder zu mir kommen": da war kein Halten mehr. Sie baten die Erwachsenen, daß sie

ihnen Zweige abriſſen, und ſie legten die Zweige vor ihn hin auf ſeinen Weg und freuten ſich und ſangen.

Aber nun dies troſtloſe jammervolle Bild: im Kaſernenhof die jungen Soldaten. . . Ich habe einmal irgendwo geleſen, daß es deutſche geweſen ſeien, aus der Gegend von Franken und Thüringen. . Und der gegeißelte Herr in ihrer Mitte. Sie voll von Übermut und leichtfertigem ſinnloſen Spott und er voll von Leid. Die Jugend iſt es geweſen, die unſerm Herrn den roten Mantel umhing. Die Jugend iſt es geweſen — ich zeige deutlich darauf hin — die Jugend hat dem Herrn die Dornenkrone gemacht. Das waren junge Hände, die in die Dornhecke griffen, die am Ende des Kaſernenhofs ſtand, und das waren junge Hände, die den Kranz in ſein Haar drückten. Und es ſteht noch ausdrücklich da: es ſammelte ſich um ihn die ganze Schar, man würde heute ſagen: die ganze Compagnie. Ein jammervolles Bild.

Die Kinder in euren Schulen — Gott ſegne ſie — das weiß ich wohl, die tragen Palmzweige für Jeſus in ihren Händen, alle zuſammen. Sie müßten traurige Lehrer haben, wenn es ihnen nicht gelänge, die Kinder lachen und ſingen zu laſſen dem, „der kommt in dem Namen des Herrn, Hoſianah in der Höh'". . Der Jeſus von Jeruſalem mag den Kindern ſchwer verſtändlich ſein; Leiden liegt der Jugend fern. Aber der von Galiläa iſt der Kinder Freude. Auch die Konfirmanden noch legen ehrliche Gelübde als grüne Palmzweige für Chriſtus vor die Altäre, wie wir vorhin geſungen haben: „Mein Herze ſoll dir grünen zu ſtetem Lob und Preis und deinem Namen dienen, ſo gut es kann und weiß" . . .

Aber die Jugend, die von den Altären fortgeht, die mit luſtigen Augen ins bunte Leben ſchaut und ſchon einiges davon ſchmeckte: Wo ſind ihre Palmzweige? Wo iſt das Herz und die Liebe der erwachſenen Jugend!

Ich weiß wohl, auch hier iſt es vorbei mit jedem Spott.

Das ist ein tierisch Herz, das über Jesus spotten kann. Aber ich sage, wo ist die Liebe, wo sind die Palmzweige? Jesus und die Jugend, gehören die nicht zu einander? Die Jugend hat keine Stellung zum Herrn? Sie lese nach — sie lese mit jungen Augen — das alte schöne Lied „vom angenehmen Jahr des Herrn." Das soll der Jugend wohl gefallen. Das ist ja nichts wie Jugend und Leben. War er nicht ein Herr, nicht allein über den Sabbath, sondern über alle Geister, über Kinder und Greise, über Kluge und Unkluge? Das war ein Jahr voll Geist, voll Stolz, voll Mut, voll von Blüten und Früchten, ein Jahr, geschaffen, der Jugend zu gefallen . . . Weg mit dem Bild vom Kasernenhof . ich sehe erwachsene Jugend ihren rechten Freund erkennen und grüne Zweige vor Jesus neigen, vor dem Reinen, Starken und Treuen, und ihn zum König ihrer jungen Tage machen.

Nun habe ich zu Allen geredet. Wie sichs gebührt: zuerst zu den Frauen, dann zu den Männern, dann zu der Jugend. Nun wollte ich, daß es in unser Aller Herzen grüne, und wir dem Herrn unsere Herzen neigen. Amen.

Stillfreitag.

Evangelium nach Markus 12, 21—47.

Totenglocken haben uns gestern Abend eingeladen und heute Morgen zusammengerufen, die Totenglocken mit dem bekannten Klang, die etwa zwanzig Mal im Jahr läuten, die einst auch läuten, wenn dein Erntewagen mit den Kränzen dort draußen durch Gottes Hofthor fährt. — Es ist eine gute

Sitte bei uns, daß die Bekannten, arm und reich, die letzte Ehre erweisend, zum Grabe nachfolgen. So hat auch der Herr heute eine Schar Leidtragender zusammengerufen. Seine Gefreundeten und Bekannten sind gekommen, wollen mit nach Josephs Garten. Aber freilich: soviel Gefolge hat der Heiland nicht, als wenn unter uns ein Reicher begraben wird. „Vater, vergieb uns Menschen! Denn wirklich, wir wissen noch immer nicht, was wir thun."

Totenglocken haben uns gerufen. Sie läuten von Jerusalem her den langen Weg durchs Kidronthal. Sie haben uns gerufen, und wir haben gemeint, wir müßten kommen. Wir haben gemeint, es wäre eine Sache des Anstands, zu kommen; denn er ist uns ein Bekannter von Kindesbeinen, von der Schiefertafel an. Wir sind gekommen von unserer Arbeit und Sorge und Sünde. Wie Simon von Kyrene sind wir gekommen übers Feld. Nur anstandshalber? Die Glocken sagen doch mehr als sonst. Sie schlagen bis in die Erde, wo die Toten schlafen, und bis an die Pforte, wo die Engel stehn. „Wir wissen, daß du gestorben bist, uns von den Toten zum Himmel zu helfen. Herr, hilf uns; uns dürstet."

Totenglocken haben uns gerufen. Wir denken an unsern eignen Weg durchs tiefe Thal. Wir denken: uns könnte unser Kreuz auch zu schwer werden. Schwer ist die letzte Arbeit: du weißt es. Herr, dann sende uns übers Feld herab einen von den Deinen, daß er uns helfe; am besten komm du selber und steh uns bei. Mit deinen Verheißungen stärke uns, mit deiner Kraft, mit der du in Galiläa den Bittenden halfst, hilf uns wie mit körperlicher Hilfe. Vater, in deine Hände befehlen wir unsern Geist. Amen.

Und nun hört an die Predigt vom Tod des Herrn. Lieber wollte ich, daß ich mich in eine Ecke drücken könnte und könnte die Hand vor die Augen legen, und ein Andrer hielte ihm die Leichenpredigt. Aber weil es meines Amts ist, am Weihnachtsabend zu sagen: „Seht ihr den hellen Schein in

der Nacht?“ muß ich wohl auch jetzt sagen: „Seht ihr das Kreuz in der hellen Sonne?“ Und nun hört, wie der Heiland gestorben ist:

Evangelium nach Markus 15, 21—47.

Wir nennen diesen Tag in unserer Gegend in unserer plattdeutschen Sprache: Stillfriedag. Darin liegen Gedanken die Fülle. Ach, Gedanken zuviel, heute. So sagen wir: Stillfreitag I. Still! II. Wir sind frei.

I.

Zehn Uhr ist es jetzt. Damals sagten sie; die vierte Stunde des Tags. Wie viel hat der Herr durchgemacht seit gestern Abend. Die Abschiedsstunde im Saal des Abendmahls hat ihm das Herz zerrissen. Im Garten draußen hat er allein mit Gott gegen das Grauen des Todes gekämpft. Judas hat ihn mit lachendem, verzerrten Gesicht mit beiden Armen umschlungen: „Sei gegrüßt, Meister!“ Petrus hat den störrischen Kopf zurückgeworfen: „Ich kenne den Menschen nicht.“ Die andern Jünger waren zerstoben, wie Tauben, unter welche der Habicht fährt. Dann hatten sie ihn zu dem Priester geschleppt, der an den Buchstaben hing, die schon hundert Jahre tot waren, dann zu dem Beamten, der weiter kein Interesse hat, als sein Fortkommen; dann zu dem König, der der verlorene Sohn eines verdorbenen Hauses war. Endlich, im Morgengrauen zum Tode verurteilt, und, damit das schmutzige Bild verurteilter Verbrecher die reine Festfreude nicht störe: „weg mit ihm! Zur Schädelstätte!“ . . . Nun sei still, Christenseele, nun sei still.

Und vom Kreuz herab kommen leise die abgebrochenen Worte aus des Gequälten Mund und reden von der Qual des Leibes und der Seele und von der Liebe, die sie nicht in ihm haben kreuzigen und töten können, bis zur neunten Stunde, bis drei Uhr am Nachmittag. Und der Herrgott redet da-

zwischen mit gewaltigem Wort. Seine starken Helden heben und wuchten aus ihren Grundfesten die Felsen, die schon ein Jahrtausend verankert und verklammert lagen: Jerusalem fängt in dieser Stunde an, zerstört zu werden. Schwarze Trauerschleier werden von seinen Engeln über die Hügel und über die Stadt gebreitet, und Einer ging mit himmlischen Augen und mit raschen Füßen durch die Tempelhallen und faßte in den Vorhang zum Allerheiligsten und zerriß ihn in Fetzen: Es ist vorbei mit dem „Hier Mensch und dort Gott." Es wird von nun an heißen: mit gefalteten Händen auf dem Weg zu Gott, und der Vater auf der Hofstelle dem Sohn entgegen; da er aber noch fern war, sah ihn sein Vater und es jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals und küßte ihn . . . Aber nein . . . sei still, Christenseele. Er hängt am Kreuz . . . Sei still.

Aber nun bald, um die neunte Stunde: Freut euch mit eurem Heiland im Leid: Nun bald hat sein Vater erhört, was er gestern Abend in seiner Seelenangst gebetet hat: „Vater, hilf mir aus dieser Stunde." Nun bald bricht es wie ahnende Freude über sein Antlitz: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist." Nun bald ist er vor den Augen der Menschheit verklärt als der große Menschenfreund, der jene große Liebe erwiesen hat, von der es heißt: die Liebe glaubt Alles und hofft und trägt und duldet Alles. Nun ist er bald verklärt als der Starke von übergroßem Mut, der allen Menschen voran den Himmel erstürmte, durch Pfeile und Dornen, ob ihm auch die Dornen im Haar hingen und die Pfeile durch Hände und Füße und Seite gingen. Freut euch, ihr Christen, daß ihr solch einen Herrn habt. Ach nein, freut euch nicht. Er hängt am Kreuz. Seid still. Seid still.

Die Todesstunde Jesu ist die größte Stunde seines Lebens, ist seines Heilandswerkes strahlende Krone. Wohl, auch ohne Tod am Kreuz wäre er der Sohn des lebendigen Gottes. Ich wüßte keinen anderen Namen für ihn. Weit über Menschen-

größe ist seine Erscheinung. Unerklärlich steht sie an ihrer Stelle mitten in der Menschen Geschichte. Sein Leben ist reine Menschenliebe gewesen; und seine Lehren zeigen von der Nähe Gottes die Herkunft. Obgleich sie bald neunzehnhundert Jahre alt sind, haben sie weder Risse noch Spalten. Und obgleich wir bald neunzehnhundert Jahre durch das Land seines Geistes gehn, sehn wir in der Ferne immer neue Höhen und Berge, wie getaucht in Morgenrot. Fürwahr, hast du eine Seele und hast du Gedanken: so kannst du es sehen: Er, der durch Galiläa zieht, auch ohne sein mühsames Sterben ist er das Wunder, das größte Rätsel der Menschheit . . . Aber, wenn du dann weiter hörst, daß dieser Gottgesandte, dieser Fremdling unter den Menschen, mit Angst, mit Qualen ohne Zahl und Ende, den bittersten Tod erleidet: dann hört das Staunen und das Wundern auf, und es heißt: Beuge dich, Menschenherz! Vor dem mußt du wohl in Demut und mit Weinen knieen, der hinter solch ein Leben voll Größe, Reinheit und Helferliebe solch Zeichen setzte: die Balken seines Todeskreuzes. Sei still, Christ, sei still.

Wir begreifen es nicht. Wir können es nicht fassen, nicht mit Gedanken, noch weniger mit Worten. Am Kreuz auf Golgatha ist Einer gestorben, der wie von Gott gesandt war, und ist gestorben, indem er erklärte, daß er für uns stürbe, und ist gestorben, weil es nach seiner Meinung nötig war, daß er starb, weil er keinen andern Rat, noch Plan, noch Weg wußte, uns zu helfen. — Nachdem er lange gegrübelt hatte, wie er uns helfen könnte . . . nachdem er uns drei Jahre lang mit Leben und Worten belehrt hatte . . . nachdem er uns so herzlich gebeten hatte und auch *für* uns gebeten hatte, ob wir nicht rein und lieb und endlich selig werden könnten . . . nachdem er das Alles gethan hatte, und nachdem er zuletzt noch unter den dunkeln Bäumen im Garten die ganze furchtbar schwere Sache, nämlich unsere Rettung, mit Gott beredet hatte . . . da . . . da ist es doch noch nicht genug gewesen.

Da hat ſich gezeigt, daß noch etwas mehr nötig wäre, noch ein klein Tagewerk von achtzehn Stunden: der Heilige, von allen der Reinſte, der Helfer, mußte noch ſterben für uns. — Ich verſtehe es nicht, kein Menſch verſteht es. Die Sünde war wohl zu groß. Genug . . . ich kann nicht mehr darüber ſagen. Judas kommt ſchon, und ſie warten ſchon: Volk und Prieſter und die jungen Soldaten und die Könige, die ganze Menſchheit. Es hat Eile. Er muß noch heute abgethan werden. Das Heiligtum muß vor die Hunde. Das einzig Heilige, das es noch auf der Welt giebt. Eine unbekannte Stimme ſchreit: „Es iſt nötig.“ Er ſelbſt ſagt: „Für euch“. . . . Für uns! . . . Und wir, mit unſern Händen, wir thaten es. „Ich aber, ich traf ihn mitten ins Herz.“ Sei ſtill, Chriſt, ſei ſtill.

* * *

Weiter wollen wir gehn . . . Daß wir frei ſind: das war das Zweite.

Liebe Gemeinde. Das Zeichen eines Chriſtenmenſchen iſt, daß er ſagt: „Ich glaube, daß Jeſus Chriſtus ſei mein Herr“, und daß er nach dieſem Bekenntnis lebt und ſtirbt. Iſt Jeſus Chriſtus dein Herr, d. h. iſt ſeine Weltanſchauung, ſeine reine Lebensführung, ſein Helferſinn und ſeine Hoffnung dein höchſtes Gut, das Rückgrat deines Lebens: dann biſt du ein Chriſt, ſonſt nicht.

Wenn du es noch nicht biſt, oder wenn du es noch nicht ſo biſt, wie du möchteſt und ſollteſt, dann mag wohl nichts deine Seele eher zu ihm ziehn, mit ſchweren ſtarken Tauen, als ſein ſchweres Sterben. Das war wohl auch ein Grund unter andern, daß er ſterben mußte: der jammervolle Tod des Reinen und Treuen ſollte auch die härteſte Seele und das trägſte Herz aus ſeiner Ruhe bringen. Haſt du den Wert dieſes Helfers aller Menſchen noch nicht ergriffen: an der Bahre erfuhr Mancher ſeines Freundes Wert. Und hier: welch eine Bahre! Und auf dem Stein der Satz: er thats

für dich. Der Hauptmann, der unterm Kreuz die Wache hatte, war dem Herrn wohl in den Gassen der Stadt begegnet, hatte ihn im Tempel wohl gar gehört; aber er war gleichgültig geblieben. Er hatte gedacht: „Was geht mich dieses Volkes Religion und Sitte an?“ Aber unterm Kreuz, als er den Herrn sterben sah, als er diese treuen, blitzenden Augen im Tode brechen sah: da ist er ein Christ geworden.

Da ist manches rauhe Herz in unserm Land, das dem Evangelium sich bisher verschloß, und mancher stolze Mann an unserm Strand, dem es nicht Mannes genug ist, den schlichten Helden von Nazareth seinen Herrn zu nennen und unter sein Joch seinen stolzen Nacken zu beugen: dies Leiden aber und dieser Stolz im Leiden und diese Treue im Leiden, diese Unschuld und Größe hat manches große, harte Herz klein und weich gemacht. Es war oft Weihnacht gewesen; aber das Herz blieb teilnahmlos. Es war oft Ostern gefeiert; aber der Auferstandene machte keinen Eindruck. Es war oft Pfingsten gefeiert; aber das Feuer, das der Herr anzuzünden gekommen war, war in diesem Menschen noch nicht entfacht, er war und blieb ein Namenchrist. Aber da kam ein Stillfreitag, und dem Palmsonntagsherrn, dessen Weg lachende Kinder mit Blumen bestreuten, dem freundlichen Helfer und mutigen Lehrer vom See Galiläas, dem hatten sie mit hartem Spott eine Dornenkrone ins Haar gedrückt, und sie schlugen Nägel durch seine Hände und Füße, und es schrie ein Reiner über den ungerechten, bittern Kelch, und ein Mißhandelter betete für seine Feinde, und ein von Gott über die Maßen Gequälter empfahl seine Seele in Gottes Hände: da, am Charfreitag — da fragte sich die Seele: „Warum das? Ich mag diese Ungerechtigkeit nicht sehen, die da vom Kreuz nach dem Himmel schreit: Was ist das für ein schrecklich Rätsel: Gott und Menschen hassen den Heiligen, den einzigen, den es auf der Welt giebt? Schrecklich ist das Kreuz und läßt keinen in Ruh. Seine Herkunft ein Rätsel, sein Leben Engelskleid,

Augen wie Sonne, Worte wie funkelnde, ewige Sterne . . . aber dies Sterben? Dies Sterben?! Wär' er mit Wagen und feurigen Roſſen gen Himmel gefahren, daß ich Ruhe hätte . . aber nun muß er ſich ſchreiend und klagend mit dem ſchweren Kreuz in die Hölle ſchleppen? Warum? Warum?" . . Und der Zöllner, da er das ſah, daß er mit ſolchem Geſchrei verſchied, wagte nicht einmal ſeine Augen aufzuſchlagen, ſondern ſchlug an ſeine Bruſt und ſprach: „Um meinetwillen! — Sei gnädig, Gott, ſei gnädig." . . So wurde wohl Einer ein Chriſt, das heißt: ein Chriſtusmenſch, in heiliger Stillfreitagsſtunde, wurde frei von Sünde, Sorge und Schuld und gewann ein neues Leben unter Jeſu Kreuz.

Ihr andern aber, die ihr den Heiland ſchon lieb gewonnen habt, die ihr ſchon von Kind an oder ſeit längerer Zeit, wenn auch mit Mühe und nicht ohne Schwanken, in Jeſu Fußſpur geht: heute, da wir wieder ſeines Sterbens gedenken, wollen wir neuen Ernſt und friſchen Eifer gewinnen. Maria Magdalena in der Blüte der Jahre und Salome, die gebeugte Mutter und Wittwe, Joſeph von Arimathia, der Greis, und Johannes, der junge Mann, und wir Andern Alle, jeden Alters und Geſchlechts (welches Alter wollte wohl ſagen: ich brauche keinen Heiland?), die wir heute an ſeinem Kreuze ſtehn: ſein Sterben und dieſe Stunde bei dem Sterbenden muß uns zu allen guten Dingen fähiger machen. Es ſoll uns ſtärken und freier machen. Will uns Luſt oder Laſt von ernſtem, ſittlichen Leben, von Reinheit, Treue und Barmherzigkeit abziehen: es iſt nicht möglich. Wir ſind frei. Wir ſind keine Knechte, weder einer Leidenſchaft, noch einer Perſon, noch einer Sorge; ſondern . . . da ſteht das Kreuz . . er ſtarb für uns . . . Wir ſind ſein. Wir ſind uns nicht ſelber eigen, noch einer Sache, noch einer Perſon. Er hat uns über uns ſelbſt weggehoben und zu ſeinem Beſitz gemacht. — Und wenn Mutloſigkeit, die nicht ausbleibt, uns bange macht, daß wir wohl kaum auf guten Wegen dieſes Lebens Ende, viel weniger aber

das ewige Leben erreichen: Das Kreuz ſteht immer da als der ſtarke Beweis: Gott verläßt uns nicht. Der Beweis wankt nicht, wenn auch die Erde anfängt zu wanken. — Endlich aber, bald, wenn dies Leben wie Windhauch vorüber gegangen iſt, und alle Sorgen und Mühen vorbeigerauſcht ſind, wie eintönig brauſendes Waſſer, und nur noch die letzte Arbeit übrig bleibt, das letzte ſchwere Tagewerk: dann wollen wir an ſeinem Sterben uns halten. Wie ſtarke Engelshand ſoll uns das tröſten. Auf das hin wollen wir den Abſtieg wagen, und es ſoll uns nicht ſo ſehr grauen. Gehn wir mit ihm hinab . . . gehn wir mit ihm hinauf. Wenn wir die kraftloſe Seele in ſeine Hände befehlen, wird er zu Händen und zur Stelle ſein. Er wird von den Knieen aufrichten, heben, tragen . . und wird uns wohl tragen in Gottes Reich. — So iſt ſein Tod und ſein Kreuz, nicht eingebildeter Weiſe, ſondern aus guten, ſtarken Gründen und nach den ewigen Geſetzen, die der Schöpfer in die Menſchenſeele legte, das Zeichen, in dem wir ſiegen, das, was uns frei und mutig macht.

Wir und alle Menſchen, ob ſie an Jeſus glauben oder nicht, wandern und ſterben alle im Schatten ſeines Kreuzes. Denn das Zeichen, das auf der ganzen Erde am höchſten ragt, iſt das Kreuz: wegen der ewigen Wahrheit, die in ihm, wenn auch unter Schleiern, ihr wunderſames, heiliges Antlitz uns zeigt. Darum iſt hier am Kreuz der Ort, anzubeten und die ſchwerſten und größten Bitten vor Gott zu bringen. So beugen wir am Stillfreitag die Kniee und bitten dich: „Bring allen Menſchen, die auf der Erde wohnen, deine Wahrheit und deinen Willen nahe. Nicht allein für die Lebenden, auch für die Toten, deren viel mehr ſind, thun wir Fürbitte. Das Kreuz giebt uns den Mut dazu. — Hilf auch unſerm Vaterland und dem Kaiſer. Die evangeliſche Frömmigkeit macht die Menſchen wahr und rein und treu und ſtark. In dem Geiſt ſollen wir ſiegen. Sonſt ſiegen wir nicht. — Endlich hilf auch uns, hier zeitlich und dort ewig. Amen.

Die Jünger von Emmaus.

Ostern. — Evang. nach Luk. 24, 13—35.

Liebe Festgemeinde! An unsere Konfirmanden vom Sonntag Palmarum sind Denkblätter verteilt worden. Künstlerisch ausgeführt, in bunten Farben prächtig glänzend, sind sie voll von gedankenschweren Bildern. — Wir sehen da die beiden Tafeln mit den zehn Geboten, umgeben von einem Dornenkranz, zum Zeichen, daß es nicht gelingen mag, den Stachel aus dem Gewissen zu reißen, den die zehn Gebote dort hineingedrückt haben, zum Zeichen, daß die zehn Gebote uns scheiden von unserm Gott, wie die Dornenhecke die ersten Menschen von Eden schied, aus dem ihre Sünde sie vertrieben hatte. — Gegenüber, auf der andern Seite, liegt ein Lamm mit einem Kreuz. Es liegt auf einem Buch; an dem Buch hangen herunter sieben Siegel. Thor und Narr, der da sagen wollte, ich habs begriffen, ich habs verstanden. Da oben wird das Buch geöffnet werden, wenn wir andre Augen haben. Aber das Lamm sehn wir, und am Stillfreitag das Kreuz. Das Wort hören wir: für euch, für euch. Das genüge. Das muß wohl genügen. Das will ich mir aneignen und darüber fröhlich, und einst, wenn Gott will, selig sein. — Wir sehn da unsern Herrn mit den Seinen am Tisch des Abendmahls sitzen. Zwölf sind sie. Der Stuhl des Unholds, der Stuhl des unglücklichen Dreizehnten, ist umgestoßen; da liegt er vorn vor dem Tisch. Da denk ich daran, daß Er gesagt hat: Er wolle oben mit den Seinen an reinen Tischen sitzen in seines Vaters Reich und von dem Gewächs des neuen Weinstocks trinken . . und dann sehn wir Alle dein heilig Angesicht . . da zuckt es bang durch meine Seele: daß dann unser Stuhl nicht umgestoßen sei: Davor behüte uns, Amen. — Da unten auf dem Denkblatt, da entstehn Ranken, die winden sich um alle Bilder und Bildlein, immer höher hinauf bis zum gothischen Turmhelm. Was

soll das bedeuten? Und merkwürdig ist dieses: dort unten, wo die Ranken anfangen, da sind sie kahl, dürr und laublos; dann höher hinauf wachsen einige Blätter klein und kümmerlich; dann aber werden die Blätter stärker; es erscheinen bunte Blumen, starke Trauben, volle Ähren: da denke ich an das Wort, das Er selbst gesagt hat: „Ich bin der Weinstock und ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt, der bringt viele Frucht, etliche zwanzigfältig, etliche dreißigfältig, etliche hundertfältig". Da bitten wir Ihn: „Herr, laß aus dem armen Erdenleben meiner Seele wachsen Blumen des Glaubens, Trauben der Liebe, Ähren treuer Arbeit. Aus Mühe und Sünde laß mich zu Früchten kommen. Laß meinen Weg nicht vergeblich sein. Laß mein Leben nicht ein Gewäsch sein, noch ein Geschwätz. Sondern laß mein Leben ein wenig vergleichbar sein dem Weg, den am Osterabend deine beiden Jünger nach Emmaus machten.

Die Geschichte von den Jüngern von Emmaus ist wohl die lieblichste der Ostergeschichten. Sie ist uns so überliefert:

Evangelium nach Lukas 24, 13—35.

Ich will von dem Weg der Emmausjünger sprechen. Wir wollen sehn: I. der Weg ist dunkel, II. der Weg wird hell, III. das Ende ist sehr gut.

I.

Zwei Jünger des Herrn — Kleophas heißt der Eine . . der Andre . . es ist wohl möglich, daß es Lukas selber war, der dies erzählt hat; denn gar fein deutlich wird uns vorgestellt, was da im Abenddunkel auf der einsamen Landstraße geschehn ist — zwei Jünger verlassen Jerusalem und wandern nach dem Dorf hinaus, wo ihr Haus steht. Es ist Sonntag Abend. Die Dämmerung steht zwischen den Bäumen, und aus dem tiefen Kidronthal kriecht die Nacht.

Sie waren eifrige Anhänger Jesu. Als er von Galiläa zur großen Festfeier nach Jerusalem ging, da waren sie mit

ihm gezogen: zwei Menschen, welche erwartungsvoll dem größten Tag ihres Lebens entgegengingen. Und als vom Thal der gewaltige Zug heraufkam, tausend Galiläer rings um den Herrn, die ungezählten Scharen der Fremden voll brennender Neugier, den großen Propheten zu sehn, als die Mütter ihre Kinder hoch hoben, daß von seinem Segen etwas auf ihr Leben fiele: Da waren auch Kleophas und sein Freund fortgerissen worden und hatten mit den Andern gerufen: „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn." — Sie waren auch von Sonntag bis Donnerstag in seiner Umgebung gewesen, in diesen großen Tagen, da der Herr in den hohen Tempelhallen sein Wesen hatte und nicht dem Volk der Juden allein, sondern der ganzen großen Welt seine Herrlichkeit zeigte, seinen Geist und seine Gaben; denn ich weiß nicht, wie viel Tausend fremde Menschen aus nahen und fernen Ländern zum Feste nach Jerusalem kamen. Das waren Tage für den Kleophas und seinen Freund gewesen! Auf allen Gassen und in allen Gängen redete man von Jesus. Da traten die Beiden wohl heran und sagten: „Wir sind seine Jünger. Bei Namen kennt er uns, mich und diesen hier. Das und dies hat er zu mir gesagt und hat mich mit seinen heiligen Augen freundlich angesehn. Ich bin Kleophas aus Emmaus." — Da kam die Donnerstag-Nacht, und sie schliefen und träumten von morgen und vom Sonnabend, dem herrlichsten Tag des ganzen Festes: Wie wollten sie sich sonnen in Jesu Glanz! Da, als der Morgen graut, fahren sie auf vom Schlaf. Was ist das für ein Laufen durch die Stadt? Was brüllt da von der Burg Antonia herüber? Was ist das für ein Ruf: Gieb uns Barrabas los? Was ist geschehn in der finstern Nacht? — Sie stürzen auf die Straße; sie stehen in der tobenden Menge. Da sehn sie die Drei an der Brüstung stehen, ihren lieben Herrn, die Hände, die so viel halfen, gebunden; und nicht weit von ihm den Barrabas, dem vergossenes Menschenblut an den schmutzigen Händen klebt; aber

frei sind seine Hände, er darf weiter morden. Und mitten zwischen ihnen steht der elende Römer, seinen Rücken beugend, seine Schultern ziehend: „Ich finde keine Schuld an ihm . . nehmt ihr ihn hin". „Wir kreuzigen ihn! Wir kreuzigen ihn!" — Da schleichen die beiden von Emmaus davon in ihre Herberge, setzen sich hin und weinen: „Die Sonne ist untergegangen am hellen Morgen. All unsere Hoffnung liegt in Scherben. Draußen ziehn sie tobend und schreiend die Gasse entlang, ihn zu kreuzigen, ihn . . . Und wir, wir dachten, er sollte Israel erlösen."

Ja, wir dachten! Ach, wir dachten! — Was denkst du, Kind, heut Morgen im Gotteshaus, am fröhlichen Ostermorgen? Du willst lachen und spielen, im blanken Sonnenschein? . . Ich aber dachte an manches Kindergrab und an manchen Stillfreitag, auch im Kinderleben; ich dachte nach, ob die Wolken wohl heraufkommen werden, die ich vorn auf deinem Wege sehe. — Was denkst du, Gesegneter, vom Sonntag Palmarum, du junger Konfirmand? Du willst, glaube ich, auf der Sonnenseite bleiben und immer guten Mutes sein? Ich aber dachte: das Leben hat viel steinige Stellen, und die Hügel haben Schatten; auf der Sonnenseite wachsen Reben, auf der Schattenseite dunkle Tannen. Ich dachte: das würdest du nachher erfahren. — Was denkst du, Mutter, über deine Kinder? Sie sollen deine Freude sein, heute, morgen, deine Krone, wenn du alt bist? . . Ich aber dachte: Dann ist manchem Mütterlein seine schöne Krone vom Haupt gefallen. — Was denkst du, Mann, an kommende Tage, die ohne Sünde und Sorge sein sollen? . . Ich dachte, Sorge und Sünde wären unser Gepäck, von Vater und Mutter uns mitgegeben. Du magst dich wohl schütteln und wirst es doch nicht los. — Ach wir dachten, wir armen Menschen: Das steht in unserm Leben immerzu, auch noch über dem letzten Tag: „wir dachten." Wenn die Tausende reden wollten, die um unsere Kirche und unter unsern Füßen in der Kirche

schlafen! Was würden die zu erzählen wissen über das Thema: Wir dachten! Wir dachten!

II.

Am Sonnabend haben die Beiden am Grab gestanden, das in Josephs Garten lag, darin noch kein Leib gelegen hatte, darin jetzt ihre Hoffnung lag. Am dritten Tag, am Sonntag Abend, wandern sie kraftlos und verzagt, müde und elend, zwei um mehr als ihr Lebensglück betrogene Menschen, nach Emmaus; und unterwegs — heißt es in unserm Bericht — da sie so in der Dunkelheit auf der stillen Landstraße gehn, redeten sie mit einander über diese Geschichten und befragten einander.

Liebe Gemeinde! Ich denke darüber nach, über das Auffallende, warum wohl der gewaltige Schöpfer uns Menschen allein von allen seinen unzähligen Geschöpfen Gedanken gegeben hat, und ich finde: Gott gab uns die Kraft des Denkens, zuerst, daß wir herrschten über dies Stück der Schöpfung, das wir Erde nennen, daß wir darin seine Haushalter oder Baumeechte wären, also: daß wir die Felder bestellten, Bäume pflanzten, Häuser bauten und Not und Sorgen von den Häusern fern hielten, die wir gebaut haben. Zum zweiten, daß wir seine Schöpfung erkennten: der Erde Werden, der Winde Wehn, wie die Vögel fliegen und die Sterne. Zum dritten, daß wir ergründen, wenn es möglich wäre, „die letzten Dinge," daß wir erforschen, „was die Welt im innersten zusammenhält", daß wir untersuchen: was ist das, was wir Welt nennen? Was ist das Leben, und wozu ward es uns gegeben? Was will Gott mit uns Menschen, halb Tiere wir, halb Götter, halb sündig und halb Heilige? Das Leben, sagen sie, ist ein Traum. Wohl, das ist kein schlechter Vergleich . . . wie wird uns dann wohl sein, wenn wir aus dem Traum erwachen? Das Leben reißt uns fort; die Jahre fliehn; die Gräber stehn bereit: Wohin? Wohin mit uns, Herr, Gott?

— Wer ein ganzer Menſch iſt, der wird über alle dieſe Dinge nachdenken. Er muß darüber nachdenken.

Nun wohl! Zu mancher Einſicht kann ich durch mich ſelbſt kommen, indem ich meine geſunden, ſcharfen Augen brauche. Viele Weisheit kann ich mir aus feinen, klugen Büchern und von gelehrten Leuten holen. Aber dieſe „letzten Dinge"? Wen ſoll ich fragen? Wen ſoll ich fragen über Welt und Gott, Leben und Tod? Von dieſen beiden Jüngern heißt es, daß ſie ſich untereinander befragten und daß wenig dabei herauskam, wie da ausdrücklich ſteht: „Was ſind das für Reden, die ihr zwiſchen euch handelt, und ſeid traurig?" Ja, frag' du nur deinen Bruder über des Menſchenlebens Herkunft und Weſen und Zukunft! Frag' ihn! Das wird kein Geſchwätz ſein; das wird ein ernſtes Reden ſein! Aber ihr werdet nicht weit kommen. Ihr werdet bald vor einer ſchwarzen Mauer ſtehn, und, wenn ihr nicht etwa, von dem Dunkel mit Grauen erfaßt, dort zuſammenbrecht, was nicht Wenigen geſchehen iſt, ſo werdet ihr traurig wieder umkehren müſſen. Nein, dieſer Weg iſt für uns nicht gangbar. Über dieſe Dinge heißt es: ſie ſind für die Menſchen zu wunderlich und zu hoch. Über dieſe Dinge hat der große Dichter bekannt: „daß wir nichts wiſſen können, das will uns ſchier das Herz verbrennen." Hier, an dieſer Stelle, heißt es: Beuge dich, Menſchengeiſt! Klopfe, Menſchenherz! Höre, geſchaffene Seele, was der geheimnisvolle Gott dir ſagen will.

Zu den beiden kummervollen Menſchen geſellt ſich ein dritter. Aus dem Schatten der Bäume trat er und ſchloß ſich ihnen an. Erſt war er ſtill; dann zeigte es ſich, daß er garnichts wußte, garnichts von all dem Schrecklichen, das in Jeruſalem geſchehen war. Da fangen ſie an, ihm ihre Seelen zu zeigen, ihn über das Trümmerfeld ihrer Hoffnungen zu führen bis an den grauen Stein in Joſephs Garten: „Wie Er, der Herr, vor acht Tagen in die Stadt kam, nein, nicht in die Stadt, ſondern in die weite Welt, denn Jeruſalem iſt

der Thürgriff zur Welt . . . vom Kidronthal herauf, begleitet von vielen Getreuen im Angesicht der Festfeiernden, der Fremden und der Heimischen, wie er viele selige Himmelsworte geredet, viele große Helferthaten gethan, machtvoll an Geist und an Seele, um mehr als einen Kopf und um mehr als ein Herz höher als alle Menschen, wie ihn aber am fünften Morgen seine Feinde ergriffen hatten, gequält und ans Kreuz geschlagen . . und das Alles hat er geduldet wie ein Lamm, als wenn er es dulden wollte, und ich weiß, wenn Er gewollt hätte . . Er hätte nur seine Hand erheben brauchen . . zehntausend Engel hätten mit schimmernden Flügeln, ihn zu retten aus Mörderhänden, gestanden auf den Höhen um Golgatha . . ." So Kleophas, und seine Augen waren blank.

Und sein Freund hat wohl fortgefahren, mit geheimnisvoller, trauriger Miene, und hat scheu in das Dunkel der Bäume gesehn: „Und heute ist der dritte Tag! Und er hat uns mehr als einmal gesagt: Ich will vom Tod aufstehn und zum Vater in den Himmel gehn und euch nach mir ziehn, wenn eure Stunde gekommen ist. Und nun sind einige Frauen zum Grabe gegangen, heute Morgen, in aller Herrgottsfrüh. Sie wollten Spezereien und Blumen bringen, und sie kamen wieder zu uns, blaß zum Tod und außer sich, und sagen: sie haben Engel gesehn, Engel mit lachenden Augen, die sagen: er lebt . . ." So der Andre, und Thränen standen in seinen Augen; seine Stimme brach.

Da fing der Fremde an zu reden. — Er redete von der Menschheit dunkler Geschichte: Wie diese Schöpfung des allmächtigen Gottes einst ohne Sünde und ohne Fehler gewesen: Keine Flecken in der Sonne, keine mißratene Ernte, keine mißratenen Kinder. Wie die Erde noch keine Furchen im Gesicht hatte, sondern von selber wuchs Korn genug. Wie das Menschenantlitz noch keine Furchen hatte, von Sünde, Sorge und Alter gegraben. Wie kein Grab gegraben wurde. Wie Gott auf die Erde niedersah und sich freute; denn es war Alles sehr gut.

Aber dann ist die Sünde gekommen und hat die ganze Erde angesteckt, vergiftet und krank gemacht. Und nun muß Alles, was auf der Erde ist: Menschen, Tiere und Bäume, unter die Erde.

Aber den Vater im Himmel jammerte seine schöne Erde. Er konnte das Elend nicht ansehn, wenn er auf seinem goldnen Stuhl saß und die Sterne an ihm vorüber spielten wie Kinder im Ringelreigen. Und er fing an, die Erde wieder zu reinigen: mit den ernsten zehn Geboten, mit begeistertem Prophetenwort. Endlich sandte er gar seinen lieben Sohn, sandte ihn in schlichter Menschengestalt, als einen Armenarzt, die kranke Schöpfung zu heilen, als einen Hirten, die Menschen zu sammeln, und, da es sein mußte, für sie zu sterben in dunkler Nacht am Wüstenrande. Und ließ ihn wieder auferstehn am dritten Tag, für die Menschen zu leben dort oben im Himmel. Also konnten die Menschen, in solchem Leben und Sterben und Auferstehn, einen tiefen erschütternden Blick thun in ihre eigne Not und in Gottes Herz und Willen, daß sie erkannten, wie es um sie stände, daß sie mit Angst und Eifer hinauf zu kommen suchten, hinauf zu Gott, und wieder gesund würden. — So redete der Fremde.

Die Beiden waren still geworden, hatten ihn in der Mitte gehn lassen, zwischen sich, und lauschten, und ihre Herzen, heißt es, — fingen an, zu brennen. Es flammte leise eine neue Hoffnung auf. Es fing das Feuer an zu glühn, das auf die Erde zu werfen der Herr gekommen war: „O wenn es wahr wäre! O, über das Wunder Gottes! O, das ist ein Heiland für alles Leid des Menschenherzens.“

Liebe Christen — wir haben alle viel Plage und Not: die Nahrung und Kleidung macht Sorge; im Frühling die Aussaat und im Herbst die Zinstage, in der Jugend die Zukunft, in der Mitte die Gegenwart, im Alter die Vergangenheit. Die Kinder sollen ein gutes Fortkommen haben; und Gräber haben wir auch. Und an mancher Stelle des zurück-

gelegten Wegs ſteht das Wort: ich dachte, ich dachte . . Es ſchwand viel Hoffnung; es blieb viel Sorge und Sünde; es kommt der Tod. Sieh, das Alles haſt du mit hierher gebracht. Dies Gotteshaus iſt in dieſer Stunde voll von Menſchen, aber voller noch von Sorgen, Sünden, Ängſten . . . aber ſieh, wenn nun dies wahr wäre, dies Wunderbare, was er ſagt, daß Gott ſeine Schöpfung heilen will, und auch deine Seele rein und fröhlich machen will, und wenn er dieſe wunderbaren Dinge mit ihr vorhat, dies, was da in der Sonntagsfrüh in Joſephs Garten geſchah . . du hätteſt kein Herz mehr im Leib, wenn du nicht bäteſt: „Herr, erzähle auch mir deine Wunder und lehr mich ſie glauben, und leite mich aus der Nacht, in der ich Weg und Steg verliere, hinein in den hellen Oſtertag.“

III.

Sie wandern weiter. Aber der Weg iſt ihnen nicht mehr dunkel. Als ob Licht aus ihren eignen Augen über den Weg ſchien. Sie hatten einen andern Glauben bekommen.

Einen Glauben muß man haben! Niemand kann ohne Glauben mit dem Leben fertig werden. Jedermann hat Glauben. Jeder erwachſene Menſch hat das „Brennen im Herzen“, über die Dinge zu grübeln, die wir nicht wiſſen können. Und wenn du ſagſt: „ich habe keinen Glauben; denn ich glaube, es iſt kein Gott“, ſo haſt du alſo doch Glauben; aber einen kümmerlichen, einen, der „mit Finſternis umhüllt“, einen, der quält wie Alpdruck in der Nacht, einen, der hart oder dumm oder traurig macht. — Muß denn Glauben ſein, kann ich das Brennen im Herzen nicht löſchen, ſo lob ich mir den Glauben, der meinen Weg hell macht, der mich zwingt, dem Bruder die Hand zu reichen, wenn er in die Kniee ſank, der mich treibt, meine Gedanken zu reinigen, meine Pflichten mit Treue zu erfüllen, der mir endlich noch die ſtarke begründete Hoffnung giebt, in ein Land ohne Thränen und Sünde zu kom-

men. Aber der Glaube muß begründet sein! Er muß wahr sein!

Der Tag ist zu Ende und auch der Weg, und Kleophas und sein Freund stehn vor ihrer Hausthür und beugen sich Beide: „Bleibe bei uns; denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt.“ Und der fremde Mann geht mit ihnen hinein und sitzt freundlich mit ihnen am gastlichen Tisch im Lampenschein; sie aber sehn auf ihn mit bangen, unsichern Augen; thörichte, traumhafte Gedanken fliegen über ihre Seele wie Schwalben in der Dämmerung über den Weg. Und sie geben ihm das Brot, daß er es breche und den Segen darüber spreche, wie Landes Sitte ist, da . . da macht er so eine eigentümliche Bewegung mit der brechenden Hand. So weich und doch stark faßt er die Gottesgabe und hebt ein wenig die Augen . . da erkannten sie ihn, an dem, da er das Brot brach.“ Sie springen auf, sie fallen nieder. Und als die Erschütterung ihrer Seele nachläßt und sie aufsehn, ist er nicht mehr vor ihren Augen; in ihren Herzen aber ist die wunderbare Gewißheit: „Er ist auferstanden von den Toten.“ — So klingt wie fernes, feierliches Glockenläuten die wunderbare Mär aus den fernen Tagen des ersten Osterfestes zu uns herüber.

Liebe Christen! Ich sage nicht mit lauter Stimme von hoher, sicherer Kanzel herab: „So stehts geschrieben! So müßt ihr glauben.“ Wenn es an irgend einer Stelle unseres bunten Lebensweges heißt: „Hier steh still, Wandrer, und sinne“, dann gilt es an dieser Stelle, am Stein in Josephs Garten. Hier ist es am Platz, wie der große Dichter zu handeln: „Ich saß auf einem Steine und deckte Bein mit Beine . . da dacht' ich sorglich lange.“

Kleophas hat es uns so erzählt oder sein Begleiter. Frauen sind nach dem Kirchhof gekommen und sind in der hellen Morgensonne vor seiner Erscheinung ins Gras gesunken. Petrus, der lodernde, tiefe, hat ihn gesehn; und Thomas, der

Nüchterne, der „kühl bis ans Herz hinan“, schrie laut auf. Paulus, ein Mann an Geist wie Luther, stark und dabei die Dinge mühselig bis in ihre Tiefe ergrübelnd, nimmt das Zeugnis der Jünger als wahr an, und erzählt, daß fünfhundert Menschen den Herrn gesehn haben, von denen Etliche noch leben, sagt er, die Andern sind bei Gott. Bei Gott sind auch die elf Jünger und Paulus und die in Neros Garten als Fackeln gebrannt haben und die Andern, die unerhörte Leiden ertrugen, darum, weil sie den Glauben hatten: er ist auferstanden. — Ich will dir aber einen Zeugen bringen, der fast wichtiger ist, als jene Alle: das ist dein eigen Herz. Du, der du hier mit allerlei Last sitzst, du, bedrückt, besorgt, bange, du ebenso voll von Zweifeln als von Hoffnung, du an deiner Hoffnung Grab, an deines Kindes Grab, nicht weit von deinem eignen Grab . du stehst für ihn auf; und in allen guten Stunden verteidigst du seine Auferstehung, verteidigst sie, wenns sein muß, gegen dich selbst, denn du brauchst seine Auferstehung. — Aber ich will einen Zeugen nennen, der noch wichtiger ist als die beiden vorigen: ich meine ihn selbst. Wenn er Niemandem erschienen wäre, so wollte ich doch glauben, daß er auferstanden ist; denn es ist nicht auszudenken, es ist sinnverwirrend, es macht an der ganzen Schöpfung irre, dies: daß Gott diesem Jesus von Nazareth mit der einen Hand solch köstliches, wunderbares, mächtig starkes Vertrauen zu seiner ewigen Güte und zu seiner sittlichen Größe gab und ihn, gleich darauf, mit der andern Hand, ins Grab und in die Hölle stieß. Ich sage: es verwirrt die Schöpfung, es verunehrt das höchste Wesen; es giebt dem Menschengeist das schreckliche Rätsel auf, dies: Jesus ist nicht auferstanden.

Freilich: wir erkennen es nur stückweise. Wir erkennen es wie im Wetterleuchten, das die Nacht erhellt. Es ist nicht eine Sache des Wissens; es ist aber eine Sache stolzer und starker Zuversicht. Die Sache ist stärker gegründet als auf einige Berichte aus alten Tagen; sie ist begründet auf

das Wesen der Schöpfung und der Menschenseele. Die Gewißheit, die ganze Erkenntnis liegt freilich im jenseitigen Lande. Einst, wenn der Tag unserer Heimkehr gekommen ist, und wir, nachdem wir das Haus unseres Vaters betreten haben, uns wie die Träumenden an den festlichen Tischen niederlassen: Dann, an der Art, wie er das Brot bricht und uns anbietet, werden wir ihn erkennen. Dann werden wir immer in seiner Nähe bleiben.

Ist es nötig für alle Menschen, daß sie irgend einen Glauben in der Seele tragen: Vater, so bitten wir dich, hilf uns, daß wir bei diesem Glauben bleiben. Amen.

Vom Beten.

Sonntag Rogate. — Evang. nach Matth. 7, 7—11.

Es giebt Prediger, welche in ihren Predigten etwas hartes und unfreundliches haben, ja, welche nicht selten die Kanzel zu einem Ort des Scheltens und Schreiens machen. Diese Prediger vergessen, daß sie selber schwache Christen sind, welche Gott noch immer erträgt, ferner, daß diejenigen, welche in die Kirche kommen, den guten und ernsten Willen haben, in ihrem sittlichen Thun und ihrer christlichen Überzeugung vorwärts zu kommen, ferner, daß unser Herr, der Botschafter Gottes, zwar zuweilen gescholten, viel mehr aber freundlich gewesen ist. Sie vergessen endlich, daß die Prediger von Gott bestellt sind, nicht beliebige Dinge je nach ihrer Laune, bald hart, bald freundlich zu verkünden, sondern, daß wir den deutlichen Auftrag bekommen haben, eine bestimmte fröhliche Nachricht, die das Herz bekümmerter und belasteter Menschen erfreut, ein Evangelium, bekannt zu machen. Darum habe ich es immer

so gehalten, daß ich gegen die, welche in die Kirche gekommen waren, freundlich gewesen bin. Ich habe sie von Herzen gebeten: „Macht Frieden mit Gott.“ Ich habe immer danach gesehen, daß ich ein „Evangelium“ brächte, daß meine Predigten etwas Sonniges hätten.

Liebe Kirchgänger von heute, ich will nachher über das Beten sprechen, ich habe eine Bitte an euch, nämlich, daß ihr meine freundlichen Worte freundlich aufnehmt, daß ihr sie als wohl überlegt, als auf den starken Steinen der Erfahrung aufgebaut anhört und sie für euer eigenes Beten verwendet. Das Wort Gottes kommt freundlich zu euch und sucht eure Herzen. Ich bitte, daß ihr ihm aufmacht. Ihr seid in Gottes Haus gekommen. Wozu geht man in irgend ein Haus? Man hat irgend eine Absicht. Du wolleſt nicht aus Gottes Haus hinausgehn, du habeſt denn etwas erreicht, etwas Gutes für deine Seele, für dein Leben. Amen.

Ev. nach Matth. 7, 7—11.

Ich rede zu euch „vom Beten.“ I. der Herr sagt: „Betet!“ II. viele sagen: „Nützt das Beten?“

I.

Mitten in unserm Text steht: „Bittet, so wird euch gegeben.“ Das ist ein Befehl, eine Mahnung an Alle, die Christen sein wollen: „Ihr müßt beten. Denn wenn ihr betet, werdet ihr es bekommen; und ohne Beten werdet ihr es nicht bekommen.“ Durch dieses Wort ist also das Beten in den Mittelpunkt des christlichen Lebens gestellt. Ein Christ muß beten, täglich. Da liegt der Erfolg unseres Lebens. Wenn ein Mensch nichts erreicht hat, dann sagen die Leute, er hat nicht gearbeitet, oder er hat Unglück gehabt. Jesus sagt: er hat nicht gebetet. Und Jesus weiß, was er sagt, Jesus ist weise. Wenn ein Mensch etwas erreicht hat, christlich verstanden, wenn er für sich und die Seinen Nahrung und Kleidung, dann sittliche Reinheit, einen fröhlichen Glauben,

eine herzliche, warme Menschenliebe im Leben gewann und also eine gute Fülle von wahrem Lebensgenuß hatte, so hat er diesen herrlichen Erfolg seinem Beten zu verdanken. „Mit Sorgen und mit Grämen und mit selbsteigener Pein läßt Gott sich gar nichts nehmen, es muß erbeten sein.“ Das ist alte christliche Erfahrung.

„Betet, so wird euch gegeben“, so sagt der Herr zuerst. Nun verdeutlicht er es, damit es ganz klar werde: „Suchet, so werdet ihr finden.“ Was sollen wir suchen? Natürlich meint der Herr: das Wahre, das Gute. Wir sollen Gutes suchen, Großes, Edles. Der Landmann soll suchen, ein tüchtiger Landmann zu werden. Der Lehrer soll suchen, mit tiefem Ernst seines Amts zu walten. Die Frau soll suchen, treu, aufopfernd zu sein. Wir alle sollen suchen, arbeitsam, hilfreich, sittlich rein, freundlich und fröhlich zu sein. „Sucht“, versichert der Herr: „so werdet ihr finden.“ So wie der Jäger dem Hund zuruft: „Such“ und der Hund sucht, mit einem Eifer, zitternd vor Erregung, so schickt uns der Herr auf die Suche. „Sucht, so werdet ihr finden.“ O, der Heiland ist kein Träumer; er ist ein Jägersmann: „Sucht“, sagt er! O, die Christen sind keine Träumer, sie sind auf der Suche nach feinem, flüchtigen Wild! Such' ein reines Herz, und du wirst es finden. Such' einen, der dich lieb hat, und du wirst ihn finden. Such' einen, dem du Gutes thun kannst, und du wirst ihn finden. Such' Befriedigung in deinem Beruf, und du wirst sie finden. Such' nach Frieden im Haus, und du wirst ihn finden. Such' am Grab Hoffnung, du wirst sie finden. Nun fasse ich alles zusammen: Such' den lieben Gott, und du wirst ihn finden.

Wir haben ein altes deutsches Märchen, das erzählt, wie ein guter, treuer Mensch mit all seiner Kraft das Glück sucht und sich durch nichts, und sei es noch so schrecklich, mutlos machen läßt und es endlich auch erlangt. So sagt hier auch unser Herr: „Sucht, so werdet ihr finden!“ Wo aber ist unser Glück? So klug sind wir Alle, daß wir wissen: Geld macht

nicht glücklich; Gesundheit auch nicht. Ich glaube sogar, nach einigen Erfahrungen, daß es, im Verhältnis der Zahlen, mehr glückliche Kranke und Gebrechliche giebt, als glückliche Gesunde; und mehr glückliche Arme als glückliche Reiche. Wo ist unser Glück? Das heißt mit andern Worten: Wie werden wir in das unvermeidliche Menschenschicksal still ergeben und mutig, hilfreich und rein? Wie werden wir das? Wenn wir fromm sind! Sucht Gott! Sucht, so werdet ihr finden.

Man sucht Gott zuerst durch Nachdenken, dadurch, daß man die Augen aufmacht. Dann sieht man ihn, wie er die Bäume blühen macht und die Menschen geboren werden läßt und die Menschen vorwärts führt, danach jeden in sein Grab, kurz, wie er gewaltig herrscht. So findet man Gott außer sich und wird bange. Man sucht Gott zum zweiten mit dem Herzen, dadurch, daß man darauf hinstrebt, aus Liebe zu ihm rein und hilfreich zu sein. So findet man Gott in sich. Sucht, so werdet ihr finden.

Nun sagt der Herr noch zum dritten Mal fast dasselbe: „Klopft an, so wird euch aufgethan." — Die Thüren in Israel hatten, wie früher auch bei uns, hölzerne oder eiserne Klöpfel. Wenn man mit einem solchen Klöpfel gegen die Thür schlägt, das giebt einen durch das ganze Haus dröhnenden Lärm, besonders in der stillen Nacht.

Wenn ein Maler den fragenden oder bittenden Menschen vor Gottes Thür darstellen wollte, so müßte er ihn malen, den starken Klöpfel in der Hand und stark, obwohl bescheiden gegen die Thür schlagend. Man muß wohl ehrerbietig sein — das ist klar — aber nicht feige, noch viel weniger lottrig. Das kananäische Weib, das bittend kam, da ihr Kind sehr krank war, erreichte alles. Der Grund steht da: „Sie schrie ihm nach." Weniger bekannt ist das Gleichnis, das der Herr erzählt von dem faulen Richter, der einer armen Frau dennoch ihr Recht geben mußte, „denn", sagte er, „sie kommt beständig und plagt mich." Wenn man etwas großes erreichen will,

muß man Kraft anwenden. So ist es im praktischen Leben, so scheint es, nach diesen Worten des Herrn, auch in sittlichen und geistlichen Dingen zu sein. Man muß auch in diesen Dingen mit einem gewissen trotzigen Beharren vorwärts gehn. Wer da anklopft, dem wird aufgethan. Wer auf Gott zudringt, mit einer Art friesischer Beharrlichkeit, der wird mit ihm reden dürfen und so viel erfahren, als er auf beiden Schultern tragen kann.

Liebe Christen! Unser Lebensweg ist bunt. Hinter uns viel, was wir nicht verstanden haben, vor uns helle Lichter, aber auch dunkle Wolken. Wir sind arme, unwissende Wandrer. Wir wissen nicht, wo wir am Mittag Brot hernehmen, noch an welcher Schwelle wir am Abend in der Sonne sitzen werden, noch wo wir in der Nacht schlafen werden, noch ob wir werden schlafen können. Aber ich sage dies, mit diesen drei Worten unseres lieben Herrn: Betet, sucht, klopft an. Damit kommen wir Reisende, die ja kein anderer als Gott auf die Reise geschickt hat, am weitesten. Darauf können wir etwas wagen.

Ich sage etwas sehr Wichtiges: Ich sage: wir sind auf seine Mildthätigkeit angewiesen. Seid nicht launisch, steht nicht in der Ecke, seid nicht schüchtern! Betet, sucht, klopft stark an! Es geht nicht anders. Wir sind ohne Gott zu arm. Oder habt ihr keinen Wunsch? Ihr allein auf der ganzen Welt? Bittet Gott um einen frischen Trunk Wassers, meine Reisegefährten, wenn ihr anders nichts nötig hättet, damit ihr in den Dingen des Glaubens, der Liebe oder der Hoffnung einen Fortschritt erlebt.

II.

Betet, sagt der Herr. Viele aber fragen: „Nützt das Beten?“ Das war das zweite.

Es werden viele Gründe gegen das Beten angeführt. Ich nenne von diesen Gründen die drei, welche die häufigsten zu

ſein ſcheinen. Man ſagt: es iſt überflüſſig, dem Gott, der Alles weiß, ſeine Lage zu erzählen und ihn zu bitten; und ſie ſagen, es ſei unmöglich, dem Gott, deſſen Geſetze unveränderlich ſind, etwas abzuringen. Liebe Chriſten, ich kann mir nicht denken, daß Gott ſo unbeweglich, ſo verſteinert ſei, ſo herzlos, daß er nicht mit ſich reden laſſe. Ich ſtelle mir Gott nach menſchlicher Weiſe vor, und ich meine, ein Recht dazu zu haben. Ja, ich verſtehe nicht, wie ein Menſch anders als in menſchlicher Weiſe über Gott und Welt denken kann. Es ſprang noch kein Weſen über ſeinen Schatten. Dazu kommt, daß wir die Krone ſeiner Schöpfung ſind, ja, nach ſeinem Bilde gemacht. Alſo rede, wer reden will: ich nehme das Recht in Anſpruch und brauche es: Gott mir zu denken nach menſchlichem Bilde. Nun haben wir es gerne, daß unſere Kinder „bitte“ ſagen. Und wenn ſie ſehr bitten, ſehr „quälen“, wie ihr ſagt, dann gewährt ihr auch wohl, was ihr ſonſt nicht thun würdet. Wollen wir Jeſus nicht glauben? Hat er nicht aus guten Gründen unſer ganzes Vertrauen? Wer ſonſt in aller Welt? Das möchte ich wiſſen. Nun wohlan: Jeſus ſagt, daß Gott unſer Vater ſei, und giebt den kurzen, praktiſchen Rat: betet! Das iſt das Schönſte beim Wandern, meine Reiſegefährten, daß wir glauben dürfen: wenn wir rufen, hört er uns; und wir thun gut, uns gegenſeitig in dieſem Glauben zu ſtärken, der friedlich, mutig und ſtark macht.

Die Gegner des Betens ſagen ferner: „Es nützt nichts. Das ſehen wir klar: denn die nicht beten, haben es ebenſo gut als die Beter.“ Meine Chriſten, ich leugne nicht, daß die Gottloſen ſonſt alles beſitzen, was die Beter haben, oft ſogar mehr; aber eins haben ſie nicht, und damit rollt dieſer Einwurf wie ein Kloß Erde unterm Fuß weg in den Graben: ſie haben nicht den Segen, der in dem Beten liegt, es ſei erhört oder nicht. Der Hof des Landmanns, der die Gewohnheit hat zu beten, iſt mal ſo viel wert, als der Hof deſſen,

der nicht betet! Denn wenn der Beter guten Weizen baut, so denkt und sagt er: „Jetzt lobe den Herrn, meine Seele!“ Sein Herz quillt über von Dank und Lust, und hell scheint die Sonne. Wenn aber der Andre einen guten Weizen baut, ich weiß nicht, was er thut. Vielleicht redet er am Wirtstisch kräftiger und lauter als sonst und schlägt mit mehr Nachdruck auf den Tisch; vielleicht kauft er seiner Frau ein neues Kleid. Dann gräbt und pflügt er gleichgültig weiter. Ich weiß nicht, was er sonst noch von seinem schönen Weizen hat . . . Ich sage euch: lehrt eure Kinder das Beten und danken: Es liegt Segen darin, mächtiger, starker Segen. Das ist klar am Tage.

Einige Gegner des Betens sagen: „Es ist Thatsache, daß die Gebete nicht erhört werden. Wenn sie erhört würden, würden alle Leute beten. Wer wäre dann so dumm und würde nicht beten?“ Nun, liebe Christen; es ist wahr: die Gebete werden nicht alle erhört, und das ist sehr gut. Wer selbst betet, der weiß, wie thöricht, wie kurzsichtig er oft gebetet hat; und er dankt Gott, daß er nicht erhört ist. Wer selbst betet, der weiß aber auch, daß viele Gebete erhört werden, besonders die Gebete um geistige Güter, um ein reines Herz, um ein warmes Herz, um ein fröhliches Herz, um fromme Kinder, um treue Nachbarn, um ruhige alte Tage, um ein seliges Ende, um das Himmelreich. Diese Gebete, — und diese sind ja die besten Gebete — die werden fast immer erhört, wenn sie nur ernstlich sind.

Im übrigen, wenn alle Menschen sagten, daß das Beten unnütz wäre, so würde ich doch fortfahren zu beten, erst mal, weil es schön und fein ist, erst „bitte“ zu sagen und dann „danke“. Es ist unter allen anständigen Menschen Sitte. Und zweitens, weil er, Jesus, unser Vertrauensmann, gesagt hat: Betet! Wir sind, durch unsere Herzensneigung zu ihm, gezwungen, zu beten.

Unser Herr sprach die Worte, welche ich euch ans Herz

zu legen versucht habe, am Ufer des Sees. Vor Vätern und Müttern, die Fischer waren, sprach er sie. Dazu spielten Kinder am Strand, gruben kleine Löcher in den Sand und füllten sie mit Wasser und baten um einen Fisch, damit zu spielen. „Welcher Vater", sagte der Herr, „wäre so roh, daß er seinem Kinde statt eines Fisches eine Schlange in die kleinen, ausgestreckten Hände gäbe?" . . Liebe Christen, was hat doch unser Heiland für einen mächtigen, starken Glauben: Er sagt, so wahr ihr eure kleinen Kinder nicht höhnt, so thuts Gott auch nicht. Wie hat er einen festen Glauben an das Wort: Gott ist unser Vater! Liebe Christen, es ist ja Manches vorhanden, was uns diesen Glauben nehmen kann: schlechte Ernten, Krankheit, Unglücksfälle, Tod; aber es ist mehr vorhanden, was uns in diesem Glauben bestärkt, als da ist: Sonnenschein, gute Kinder, täglich Brot, gute treue Nachbarn, allerlei zu lieben, allerlei zu hoffen. Gott hat uns noch keine Schlangen oder Steine in die Hand gedrückt. Darum wird es uns nicht schwer, an dem Glauben und Beten fest zu halten. Es ist nicht möglich, daß er uns nicht hört, oder uns nicht willfährig ist, wenn wir um große und gute Dinge zu ihm kommen.

Wenn nun, liebe Christen, das Pfingstfest mit raschen Schritten ankommt, so wollen wir Gott bitten, daß er auch uns von seinem guten, reinen, mutigen Geiste gebe. Wir wollen voll Vertrauen zu ihm kommen, nicht als Bettler, die unsicher kommen, selten kommen, ungerne kommen, sondern als seine lieben Kinder, die im guten Vertrauen ihre Hände zum Vater heben. Amen.

Pfingsten, das Fest der That.

Pfingsten. — Apg. 2, 1—14a und 37—41.

Es war ein reicher Mann, der wollte zwei armen Leuten wohl. Er schenkte eines Tags jedem ein Stück Land mit einem kleinen Hause darauf. Die Häuser waren neu; die Landstücke waren rein und fruchtbar. Nun begab sich dies:

Der Eine war träge und bequem. Er fürchtete sich tüchtig vor der Arbeit. Er scheute den Schweiß. Wenn er den Spaten einmal in der Hand hatte, mochte er ihn nicht ansetzen. — Jahre lang saß er in dem Hause, saß er auf dem Landstück: ich weiß nicht, 50 oder 70 lange Jahre. Ihr könnt euch denken, wie das Haus verfiel, wie die Heide wuchs, wie die Heide ihm fast aufs Dach stieg. Er saß in seinem Hause, sah aus den blinden Scheiben auf das wüste Land und ärgerte sich und redete zwischen den Zähnen. — Wenn aber sein Wohlthäter einmal vorüber ging, dann stand er rasch auf und trat vom Fenster zurück und stand mitten in der schmutzigen Stube und schämte sich.

Der Andere aber war fleißig. Er stand mit der Sonne auf und faßte gewaltig fest Pflugsterz und Spaten. 50 oder 70 Jahre, ich weiß nicht genau, besaß er die Stelle. Ihr könnt euch denken, wie das Anwesen wuchs, wie er bald anbauen mußte, wie er ein geachteter Mann wurde, wie seine Kinder sauber und stark aufschossen, wie in Sonne und Regen der junge Weizen. — Ein besonderes Fest aber war es, wenn, etwa am Pfingstmorgen, der Wohlthäter vorüber ging. Dann traten sie Alle, Mann und Frau und Kinder aus dem Haus auf den Weg und grüßten und lachten und erzählten und dankten. Der reiche Mann aber sah freundlich über das saubere Haus, da die Blumen am Fenster standen, über das reine Feld und in die blanken Augen der Kinder.

Der liebe Gott im Himmel ist sehr reich. Sein ist Land und Leben, Haus und Heim, Glauben und Liebe, Fleiß

und Treue und wunderbare Hoffnung. Er ist gut; die Liebe ist er. Er giebt uns, seinen armen Nachbarn, von seinen Gütern: „Da hast du Leben und Land, Haus und Kinder und Seele! Da hast du es! Ich schenke es dir", und wir nehmen es an. Aber Viele sitzen darauf, weiter nichts. Sie haben körperliche Güter: aber sie arbeiten nicht und sind nicht sparsam. Sie haben seelische Güter; aber sie verwenden sie nicht. Sie vermehren sie nicht! Sie sitzen und sehn aus blinden Augen in die Welt und murren. Wenn der Herr vorüber geht — Pfingstglocken läuten von ferne —, dann ärgern sie sich, daß er es ihnen nicht ohne Arbeit gab, und daß er ihnen nicht mehr gab. — Die Andern aber, die fleißig waren in Glauben und guten Werken, wenn die Pfingstglocken gegen die Fenster schlagen und der Herr geht vorüber, machen sie sich auf, Mann und Frau und Kinder, und stehn in Feierkleidern am Weg: „Wir grüßen dich, Herr der Frühlingspracht, Herr des Weizens und des Spatens. Wir grüßen dich, Herr unserer Seele, Herr der Liebe und Treue, Herr der ewigen, wunderbaren Himmelshoffnung".

Pfingsten ist das Fest, da im Menschenleben etwas geschieht, da man sein Leben korrigiert, da man Thüren verriegelt und öffnet, Fenster aufthut, alten Weg verläßt, neuen mühselig sucht; Pfingsten ist das Fest, da man feierlich im Gotteshaus den ersten Spatenstich thut zu neuer praktischer und Seelenarbeit . . . Der du uns das Leben gabst, zu bebauen das heilige Land draußen, das im warmen Schein der Sonne liegt, zu bebauen das heilige Land drinnen, das im warmen Schein deines Geistes steht: Wir bitten dich, gieb uns heiligen Ernst, sittlichen Willen, fröhlichen Mut, zu beiderlei Arbeit den Spaten anzusetzen. Amen.

Text: Apg. 2, 1—14a . . Nun kommt die Pfingstrede, die der Apostel gehalten hat; dann heißt es weiter im Bericht: V. 37—41.

Ich schreibe über meine Ausführung:

Pfingsten ist das Fest der That.
I. Was ist geschehen?
II. Was sollen wir thun?

I.

Liebe Gemeinde. Es liegt Alles klar auf der Hand: Ort, Zeit, Umstände. Der Ort: der Tempel in Jerusalem, ein Gebäude, größer als das größte Königsschloß in Deutschland, mit allen seinen Hallen, Wohnungen und Höfen, von dem allerdings, wie Jesus vorhergesagt hat, jetzt kein Stein mehr auf dem andern Stein liegt; aber man kennt doch seine Stätte, sein Bild. Die Zeit: das jüdische Pfingstfest, morgens etwa um neun Uhr, um diese Zeit, da der Tempel, alle Höfe, alle Gänge, alle Säle voll waren von vielen tausend Menschen aus allen Ländern. Der Sohn Gottes ist in stiller einsamer Nacht bei funkelndem Sternenschein gekommen, in heimlicher Weise; der Geist Gottes am hellen Tag, unter dem Zuschauen von Tausenden. Umstände sind diese: In einer Halle des Tempels sind Anhänger des Propheten Jesus, der vor sechs Wochen gekreuzigt, danach auferstanden, danach von ihnen fortgegangen war, bei einander. Wir wissen ungefähr die Zahl: es waren 120. Es waren arme, bedauernswerte Menschen, mutlos. Freilich, Jesus war auferstanden, hatte gelehrt, gebetet, getröstet. Aber nun war er fort von ihnen. Sie sahen ihn nicht. Das war es. Sie konnten nicht wie sonst an ihn herantreten und sagen: Meister, sage uns dies, sage uns das! Wenn da eine Mutter von ihren Kindern weggeht ins Grab — nun, ihr wißt, dann gibt es Mutlosigkeit, Unordnung, Verwirrung. Sie wußten nicht, was sie thun sollten. Der Eine wollte beinah ein Wort sagen, schwieg aber. Der Andre redete von einem Stück Land, das er oben in Galiläa hatte: ob wohl der Weizen gut stand? Der dritte von seinen Eltern, die in Kapernaum wohnten. So standen und saßen sie da, so wie wohl müde Wandrer unterm Wegweiser

am Kreuzweg sitzen und sich streiten: „Gehn wir hier? Gehn wir da? Ach, es ist einerlei, wo wir gehn. Wir haben doch kein Glück. Überall Sorgen, Hindernisse, Not — bergehoch.“

Nun aber geschah etwas. Horch, Pfingstgemeinde: Ich sage etwas Seltenes. Es wird in aller Welt von guten Dingen viel geredet: es müßte anders werden mit unserer Zeit, mit Christen und Heiden, mit uns selbst. Die Menschen reden immer, wünschen immer; aber wo geschieht etwas? Horch, Pfingstgemeinde, hier geschah etwas! Wir wollen es ruhig als verständige Leute ansehn, freilich mit Ehrfurcht und Vorsicht, Pfingstgemeinde, und ein wenig zurücktreten; denn, wie wir vorhin gelesen haben: wir stehn vor Feuer, vor Flammen.

In alten Zeiten waren begeisterte Menschen aufgetreten und hatten im Namen Gottes, wie sie sagten, verkündigt: „Gott, der Unendliche, Heilige — was soll ich ihm sonst noch für Namen geben? Diese Namen sind menschliche Kleider, alle zu kurz für ihn — Gott wolle einen Funken von seinem Geist auf die Erde werfen; denn sein Geist ist wie Feuer.“ Danach kam Jesus Christ und sagte ähnlich: „Ich bin gekommen“, sagte er, „Feuer auf die Erde zu werfen: Wie wollte ich, es brennte schon.“

Merkwürdig ist das: Feuer! Aber wenn ihr recht zusieht: das fehlt ja auch gerade der Erde: Feuer. Versteht es richtig! Feuer genug auf Erden: in mächtigen Fabriken, in Kanonenblitzen, in Eisenbahnen und elektrischen Werken, in natürlichen Leidenschaften der Geschöpfe. Wie viel Feuer auf der ganzen Erde! Es sprüht davon die ganze Kugel. Aber — bei diesem Feuer bleiben die Herzen kalt, die Augen unruhig, die Sorgen bergehoch, die Nachbarn verfeindet, die Arbeiterhäuser eng und dumpf, die Völker das Schwert in der Hand. Es thut ein andres Feuer not.

Man denke darüber nach! — Was fehlt so manchem Arbeiter? Zuversicht und Mut, die er doch wahrhaftig mehr

als alle Andern braucht. — Was fehlt so manchem Landmann im Land: Freude an seinem Stand, der gesunde Bauernstolz und eine gute Zuversicht zu Gott, daß er seine Sorgen geringer achte und sich der Wogen freue, die mit dem Wind durch den jungen Weizen gehn. — Was fehlt so mancher Mutter und Hausfrau: weiche Hand und freundlich Herz, das die Kinder sanft umgiebt und den Mann, wenn er von der Arbeit nach Hause kommt. — Was fehlt so manchem Lehrer und Prediger? Sie sind Könige mit Goldpappenherrlichkeit, wenn sie keine Liebe, keine heißen Herzen, kein Feuer haben. — Was fehlt so vielen Gemeinden, Behörden, Körperschaften des Staates: warme Liebe zum Volk, Jammer um die Not im Volk, scharfe, sprühende Augen. — Ich sage zusammenfassend: Was fehlt der Erde? Das Feuer, das, in Glaube und Liebe und Hoffnung brennend, um die ganze Kugel sprüht.

Aber woher soll es kommen? Die Sonnenstrahlen bringen es nicht; im Golde glänzt es nicht; aus den Bergen gräbt mans nicht. Die alten Griechen erzählen eine sonderbare Geschichte: die Menschen hatten in alter Zeit kein Feuer. Da wagte es ein Mann, ein kühner Mann mit einem heißen Herzen, Prometheus hieß er, der schlich sich in das Haus, wo Gott wohnte, und stahl in schwarzer Nacht das Feuer und kam mit lohendem Scheit wieder zur Erde. Woher soll das Feuer kommen, das Menschenherzen heiß und hell macht? Gott hat es, aus Gottes goldnem Haus muß mans stehlen oder holen. Gott hat es uns gegeben. Gelobt sei, der mit dem lohenden Scheit zur Erde kam. Gelobt sei Jesus Christ.

Was geschah? Es geschah plötzlich von oben aus der Luft her ein Brausen, wie von einem vorstoßenden Sturm, und in den Augen und um die Stirnen flammte es auf wie von Feuer. Sie sprangen auf. Die da still und gedrückt, in halblauter, banger Unterhaltung gesessen hatten, standen da mit brennenden Augen. Ihr müßt euch das recht deutlich vorstellen . . . als wenn eine Freudenbotschaft in eine Familie

schlägt, die in Todesangst sitzt. Da ist eine Mutter von ihren kleinen und großen Kindern weg nach Kiel gebracht ins Krankenhaus und soll eine schwere Operation durchmachen, jetzt, heute, morgen: sie wissen es nicht. Da kommt der Bote: „Gut ist es gegangen, sie wird wieder besser, sie kommt heim“: da sitzen sie dicht bei einander: die Großen, die Kleinen, der Vater, und weinen und lachen zugleich. So war es. Sie weinten und lachten. Es war eine furchtbare Erschütterung. Wie wenn ein Mensch auf dem Feld vom fallenden Blitz gestreift wird. Sie benahmen sich wie Betrunkene, steht hier.

Nun denkt vielleicht einer in der Kirche: „Ich traue dem Allen nicht. Es ist lange her; ich weiß nicht, obs wahr ist. Vielleicht bleibt es doch bei der Rede, die damals schon fiel: Sie sind voll süßen Weins gewesen, obgleich es erst neun Uhr war.“ So sage ich dies: erstens, was das betrifft: die Trunkenheit: so giebt es immer Leute, die große, neue Ereignisse, wunderbare neue Zeiten, kommenden neuen Geist nicht fassen können oder wollen. Es ist bekannt, daß viele von seinen Zeitgenossen von Jesus sagten, einige, er sei von Sinnen, andre, er stehe mit dem Bösen im Bunde, und daß ein kaiserlicher Statthalter in Gegenwart einer großen Versammlung zu dem Apostel Paulus sagte: „Du rasest, Paulus, dein viel Studieren hat dich irrsinnig gemacht.“ Dasselbe hat man in seiner Zeit von unserem großen Luther gesagt, dasselbe von Bismarck. Da die Menschen ihrer Zeit nicht bis zu ihnen hinaufsehn konnten, lachten sie, oder fluchten sie und sagten: „Ihre Köpfe sind im Nebel.“ Darum, was schiert mich das, daß Viele über das Pfingstwunder den Kopf schütteln und es nicht verstehn? Laßt sie die Köpfe schütteln! Es fehlt nicht viel, so ist mir dies Köpfeschütteln ein Beweis, daß an jenem Tage wahrhaft Großes geschehen ist. — Zweitens sage ich dies: Du meinst, es habe mit jenem Feuer vom Himmel nichts auf sich? Ja, hast du es denn noch nicht gesehen? Mensch, durch eine deutsche Volksschule gegangen,

ein Deutſcher, ein deutſcher Chriſt? Haſt du ſchon einmal in trüber oder in ſonniger Stunde ein Gebet gedacht oder geſprochen, oder das Geſangbuch aufgemacht, oder das Evangelium geleſen, oder einen Feſtgottesdienſt in dieſer Kirche erlebt? Haſt du gemerkt, daß da Troſt, Heilung, Reinigung, ſtarke Kraft, daß Feuer in dieſen Dingen iſt? Haſt du einmal gehört, daß viele tauſend Männer draußen auf Vorpoſten ſtehn, am Rand der Chriſtenheit, in Sonnenbrand oder in Nacht und Eis, da vorn in der Front, von Feuer ſelber brennend, den hellen Glanz weiter tragend? Haſt du einmal davon gehört, daß die Irrenhäuſer und Idiotenanſtalten und Taubſtummenſchulen ſo hell, ſo luftig, ſo freundlich ſind, als flöge durch alle die hohen Zimmer freundliches, warmes Feuer? Iſt dir irgendwo ein Menſch bekannt, freundlich, fleißig, hilfreich, beſcheiden, gerecht, mutig gegenüber dem Leid des Lebens, einerlei, ob du ihn in der Knechtskammer oder in einem ſchönen Hauſe fandſt, Augen und Hände brennend von einem freundlichen, reinen Feuer? Haſt du ſchon einmal einen Kranken geſehn, geduldig auf ſeinem Lager, einen Sterbenden, gottesfürchtig, ſtill, das große Neue erwartend, im heiligen Abendmahl das hochzeitliche Kleid anziehend, als ginge es zu einem heiligen Feſt mit Glockenläuten und Feuerſchein? Sperr deine Augen auf, du Gaſt des Herrn! Du wirſt dich einſt nicht retten mit kindiſcher Rede: „Ich habe wahrhaftig garnichts geſehn von einem himmliſchen Feuer“. Es lodert überall im Land. Es umſprüht dich die Flamme. Sie ſengt dir das Haar. Sie wärmt dir in dieſem Augenblick das Herz. Ich ſage dir im Namen Gottes: „es fiel Feuer vom Himmel.“

II.

Der Lärm, die Aufregung verbreitete ſich durch den ganzen Tempel. Tauſende drängten ſich durch die weiten Hallen und Gänge. „Was iſt geſchehen?“ — Da trat der Fiſcher Petrus auf und ſagte: „Das Feuer, das der

Erde schon lange verheißen ist, das Gott ausgießen wollte: Das ist heruntergefallen. Glaubt es! Seht und hört es! Freut euch mit uns! Da sprachen die Andern: „Ihr Männer, ihr lieben Brüder, was sollen wir thun?“ Das war das Zweite.

Ihr lieben Brüder und Frauen . . . das ist der Fehler ganzer Völker und ganzer Geschlechter, der Fehler manches Menschenlebens, daran geht so manches Leben in die Brüche, daran: daß der Mensch immer wollte, aber nie soweit kam, es zu thun. So mancher sitzt Zeit seines Lebens auf einem Stein an der Straße und sagt zu sich und zu allen, die es hören wollen: „Ich will noch weit reisen, weit, einen ganz andern Weg;“ aber er richtet sich nicht auf, er bleibt da sitzen. Er redet; er handelt nicht. O, da sitzen so viele an der Straße auf den Wegsteinen und klagen Gott und aller Welt; aber sie fassen die Sache nicht an. Da sitzen die Fried- und Freudlosen, die mit bedrücktem Gewissen, die mit Unfrieden im Haus, die Trunksüchtigen, die Beamten, die faul sind, die Arbeiter, die verbittert sind, die Landleute, die erbärmlich flache und schiefe Furchen ziehn, mit stumpfem Pflugeisen, die Jugend, die die Morgensonne verschläft: sie wollen Alle heraus; sie fühlen sich alle unglücklich, sie haben Alle eine Stelle, wo sie sich selbst verachten; sie haben noch eine Kraft, aber in Ketten. Sie fassen die Sache nicht an. Sie springen nicht auf und greifen nicht in die Speichen. Sie sitzen und schlafen und grübeln und träumen und schämen sich. In einer Zeit, wo das Vaterland auflebt, wo die Thore der weiten Welt dem deutschen Volk sich knarrend und krachend aufthun, sitzen so viele seiner Kinder unthätig.

Nun ist aber Pfingsten das Fest der That. Nein, ich will es kurz und hart sagen: Pfingsten ist That. Zweimal steht es hier: zuerst: „es geschah“; dann: „was sollen wir thun?“ Pfingsten ist der Tag, da der mutlose, sorgenvolle, immer wieder sündigende, verfeindete, verbitterte Mensch am

Weg ſteht. Und nun heißt es: „Es geſchieht etwas!“ Es giebt einen Ruck durchs Herz. Es fliegt Feuer vom Himmel. „Was ſollen wir thun?“ „Dort den Weg! Seht ihr, da fliegt das Feuer; da iſt der Weg zu Fleiß und Treue, zu Glauben und Mut und ſtarker Liebe, zu allen guten deutſchen Dingen; und in der Ferne winken und blinken die hohen Fenſter des Vaterhauſes!“ „Ja, dahin will ich, auf den Weg; ich thus. Jetzt! Schon bin ich unterwegs.“

Liebe Gemeinde! Es ſteht da: „Wie ſie das hörten, ging es ihnen durchs Herz.“ Genau ſteht da: „Durchſtach es ihnen das Herz.“ Sie dachten an ihre Mühe und Sorgen und Friedloſigkeit, an die ganze Vergeblichkeit des kurzen Lebens. Die Thränen ſtiegen ihnen auf, und ſie dachten: „Unſer Leben iſt kurz, ſo arm, ſo gequält, ſo kleinlich, nichts Großes, nichts Ewiges“; und ſie fragten: „was ſollen wir thun, daß wir fröhlicher, reiner und größer werden?“ . . Alte Frage der Menſchen! Aber du kannſt ſie beantworten, du biſt ja bei Jeſus in die Schule gegangen. Was hier ſteht, ſollſt du thun: Zwei Stücke! Erſt ſollſt du den heiligen Gott, dem deine Seele näher kommen möchte, — denn er iſt ihre Ruhe — ernſtlich und dringend bitten, daß er vergeſſen möge, was dahinter liegt: Sünde, Sorge, Schuld, daß er durch alte Rechnungen einen Strich mache, alte Reiſebündel bei Seite ſchaffe und ein neu Kleid ſchenke für neuen Weg. Dann zweitens: im neuen Kleid, mit ſtarkem Vertrauen auf Gottes Verheißungen, mit feſter Zuverſicht zu einem guten Ausgang, mit ernſtem, ſittlichen Willen ſollſt du die andre, neue Straße gehn, auf der Feuer vom Herrn dir leuchten ſoll bis in den Tod.

Aber das weißt du Alles. Denn von Kind an kennſt du des Heilands Lehren und Leben, und Gott weiß, wie oft ich gebeten habe: „Laßt euch verſöhnen mit Gott.“ Ich komme auf die beiden Worte zurück, die hier ſtehn: „Es geſchah“ und das Andre: „Was ſollen wir thun?“ Willſt du bis an dein

Ende die alten Neigungen haben, Sünden, Launen, Bitterkeiten, Sorgen, Ängste? Willst du so das schöne Leben versauern, vertrauern, versitzen? Möchtest du nicht wenigstens einen einzigen von den Kränzen wirklich verdienen, welche deine Nachbarn und deine Angehörigen dir auf den Sargdeckel legen? Ich sage dir: es geschah etwas! Ich sage dir in Gottes Namen: „Es geschah!“ da steht es. Wo nichts geschieht, ist nicht Pfingsten.

Wo aber in einer Seele etwas geschieht: Feuer fällt, der Stab in die Hand genommen wird, mühsam die ersten Schritte auf neuem Wege gemacht werden: da keimt und wächst und steigt ein namenloser Segen. Wenn Vater- und Muttersegen, wie man sagt, den Kindern starke Häuser baut, so baut wohl Gottes Segen ein Haus von Fels und Eisen, ein ewig Haus. „Euch ist die Verheißung gegeben“, sagt Petrus in seiner Rede, „euch und euren Kindern.“ Glücklich der Mensch, der auf Gott zu geht, glücklich die Kinder, die von solchen Eltern an der Hand ins Leben geführt werden. Glücklich alle Menschen, die vom Geist Gottes die Funken im Herzen und in den Händen tragen, die Herz und Sinne auf Gott gerichtet haben. Ihr wißt es.

So bin ich nun am Ende. Was ist geschehen? Feuer flog vom Himmel. Was sollen wir thun? Warm werden an dem Feuer, wandern in dem Licht. Das sollen wir thun! Das wollen wir thun. Amen.

Gottes Haus und Hausgenossen.

Sonnt. n. Pfingsten. — Brief an die Eph. 2, 19—22.

Es giebt Leute, welche sagen: „Es giebt keinen Gott: wir haben ihn sehr gesucht; aber nicht gefunden. Wir suchten ihn

unter den Sternen, aber wir fanden nirgends sein goldenes Haus. Wir suchten ihn in der Tiefe der Erde und des Meeres; aber wir haben den Schemel seiner Füße nicht gefunden." So sagt Gott: „Die Thoren sagen, es ist kein Gott." Wenn ich ein Haus sehe, fertig gerichtet, so bleibe ich dabei; ein Maurer hat die Mauern erbaut, auch wenn ich ihn, die Kelle in der Hand, nicht bei dem Werk seiner Hände stehen sehe. Kein Stern ist aus sich selbst entstanden, kein Baum in meinem Garten und kein Weizenhalm auf unsern Feldern. Er that an ihnen Allen sein übergroßes Wunder: da flammte er zum ersten Mal in der dunklen Nacht am Firmament, da schoß die grüne Spitze aus der Erde. Und wenn kein Beweis des Daseins Gottes vorhanden ist, dieser Sonnenschein und diese Junipracht predigen: Du hast die Erde gemacht.

Aber eine andere Frage ist diese: wo wohnt der liebe Gott?

Im fernen Australien liegen nackte, braune Menschen vor einem elenden Holzstück im Staub und sagen: Da wohnt unser Gott. Das ist nicht wahr. Gott hat ja die Bäume gemacht; und die Eschen und die Erlen rauschen zu seiner Ehre.

Wo wohnt der liebe Gott? Die Kinder lugen am Abend durch die Scheiben zum fernen Himmel, heben die Finger und fragen: Mutter, wohnt der liebe Gott da oben? Das ist ein feiner Glaube; der Herr, im strahlenden blauen Mantel, der mit funkelnden Sternen besetzt ist, so steht und wacht er über Meer und Land. Die Kinder sind glücklich; aber uns kann dieser Glaube nicht genügen.

Wo wohnt der liebe Gott? Paulus von Tarsus stand auf dem Markt von Athen, vor ihm die gelehrtesten Leute seiner Zeit, um ihn die stolzen Tempel, die noch heute in ihren Trümmern das Staunen der Welt sind. Im Angesicht dieser Männer und Tempel verkündet er, was von Alters her feststand, aber nur noch als Sage in der Welt lebte: Wir sind von Gottes Geschlecht.

Wo wohnt der liebe Gott? Wir wollen uns auf die Gasse stellen in Galiläa, wartend, bis Er vorüber kommt. Denn er ist sicher von „Gottes Geschlecht". Er steht in irgend einem Zusammenhang mit dem Ewigen. Er ist der Beste und Treuste auf der ganzen Welt. Er wird es wissen, und er wird es uns sagen. „Herr, wo wohnt der liebe Gott?" Und gleich sieht er uns an mit seinen reinen, tiefen Augen und spricht: „Mein Vater wird zu euch kommen und Wohnung bei euch machen."

Wo wohnt der liebe Gott?

Die ganze Schöpfung ist sein Haus,
doch, wenn es ihm so wohlgefällt,
so wählet in der weiten Welt
er sich die kleinste Kammer aus.
Wie ist das Menschenherz so klein!
Und doch, auch da zieht Gott hinein
und kommt mit seinen Himmelsfreuden
und will nie wieder von dir scheiden. Amen.

Brief an die Epheser 2, 19—20.

Ich rede von Gottes Haus und Hausgenossen. Zuerst von Gottes Haus.

Liebe Christen, in dem vorgelesenen Text ist ein sehr eigentümlicher und hoher Gedanke in wenigen, nicht ganz klaren Worten ausgesprochen, der Gedanke: Gott baut ein Haus.

Daß Gott ein Häuserbauer ist und zwar der allergrößte, der in weiteste Weite und schwindelnde Höhe baut, ist weltbekannt. Die Sterne waren die goldenen Nägel, an die er seine Richtschnur band aus Lichtstrahlen; und sein Zollstock war wohl tausend Meilen lang. Dieser Stern, auf dem wir wohnen, ist gewiß sehr groß. Man muß wohl vierhundert Tage, Tag und Nacht, reiten und jagen, um die Erde zu umwandern. Aber, was ist die Erde im Haus Gottes? Ein alter Dichter behauptet: „Sie ist der Schemel seiner Füße." Sie ist wohl noch weniger, sie ist vielleicht nur: „Stäubchen an der Wand, Tröpfchen am Eimer." Ja, Gott, der ist ein

Baumeister gewesen, damals: als ihn die Morgensterne lobten und jauchzten alle Kinder Gottes. Und ich verstehe nicht, wie Leute sagen können: es giebt keinen Gott. Wir sehn fast jeden Abend den goldenen First von seinem Haus. Aber dennoch begnügt sich Gott nicht mit diesem Haus, so herrlich und übermenschlich es auch ist. Das Haus genügt ihm nicht. Er hat noch ein andres Haus.

Du auch. Du bist auch nicht zufrieden mit deinem Haus, und wäre es noch so schön. Darum hast du noch ein ander Haus. „Mein Haus ist meine Welt": Das ist ein Wort mit einer sehr guten und einer sehr schlechten Seite. Du wärst ein sehr beschränkter und herzloser Mensch, wenn dein Haus deine ganze Welt ausmachte. Der Mensch ist viel größer als sein Haus. Freilich dein Körper hat darin Platz; und von deinen Gedanken und von deiner Seele möge ein gutes und großes Stück in deinem Hause wohnen, aber nicht alle Gedanken, nicht das ganze Herz. Ei, wie fliegen deine Gedanken aus deinem Hause heraus hinein in die weite Welt, bald unter die Erde, wo unsere Toten dem Leibe nach wohnen, bald über die Erde, wo die Wolken auf den Winden reiten, bald in vergangene Tage. Plötzlich sitzt du wieder in der kleinen Schule und machst den ersten Buchstaben und hörst das erste Wort von Jesus. Bald fliegen sie in die Zukunft, und du siehst dich alt und müde. Ob wohl im behaglichen Stuhl und an klarem Fenster in der Abendsonne? daß es dir wohl gehn möge in deinen alten Tagen! — Und das Herz: das kann fliegen! Du willst doch nicht dein Herz in deinem Hause festbinden? Flog es nicht in diesen Tagen zu den fernen Kriegsschauplätzen jenseits des Meeres, wo im wilden Kampf, unter Feuer und Rauch und wildem Lärm der Geschütze, arme junge Menschen totwund zusammenbrachen? Flog nicht dein Herz heute schon auf das Feld, auf welchem dein Weizen wächst oder dein Schweiß liegt? Flog nicht dein Herz heute schon zu deinen Kindern in der Fremde, flog

es nicht im Gebet hinauf zu Gott? „Mein Haus ist meine Welt?“ Das Haus ist viel zu klein für Menschengeist und Menschenherz.

Dem lieben Gott ist sein Haus auch zu klein. Gott hat ja auch einen Geist, nein, Gott ist Geist. Gott hat ja auch ein Herz, nein, Gott ist Herz, oder, wie Johannes sagt, Gott ist die Liebe. Gott begnügt sich nicht mit diesem Haus von Erde, Luft, Wolken und Sternen. Er hat noch ein ander Haus für seinen Geist, für seine Seele, und von diesem Haus redet dies Pauluswort: „auferbaut auf dem Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau, in einander gefügt, wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn, auf welchem auch ihr miterbaut werdet zu einer Behausung Gottes im Geist.“ Und wenn wir fragen, meine Christen, welches Haus Gott wohl lieber und wertvoller sei, jenes herrliche Sternenhaus oder dieses Haus, das man nennt: „Das Reich Gottes auf Erden“, so halte ich dafür, daß dies Haus ihm lieber sei, das seine Liebe gemacht hat, dafür Jesus in den Tod gegangen ist, darin für uns, seine armen Kinder, alle Hoffnung wohnt.

Meine Christen, ihr wißt, daß der liebe Gott, bevor Jesus kam, kein Haus auf der Erde hatte. Auf den andern Sternen mag er noch viele Wohnungen gehabt haben, wie Jesus sagt, aber auf diesem Stern nicht. Es war ein Jammer. Gott hatte die Erde gebaut, aber die Menschen hatten sie beschmutzt; sie hatten aus Gottes Haus einen Stall gemacht. Böse Geister gingen im Erdenhaus um: Aberglaube, Sünde und Sorge. Ihr wißt, in welcher Not noch jetzt die Heidenwelt lebt. Es war ein Jammer, sage ich: Gott hatte das Haus gebaut und konnte nicht mehr da hinein gehn. Er wandte der Erde den Rücken, da verfiel sie und wurde wie eine Trümmerstätte . . . da . . . ich weiß nicht, ob Gott Heimweh hatte nach diesem seinem verlorenen Heim, oder ob es ihn jammerte: er sandte vom Himmel Einen, von dem

wir glauben müssen, daß er Gottes Sohn war. Er hatte von Gott den Auftrag, ihm ein neues schönes Haus zu bauen, hier auf der Erde. Und dieser Hausbau ist das größte weltgeschichtliche Ereignis, ja, ich sage noch mehr: dieser Hausbau ist wohl staunenswerter, als der Bau seiner Sterne.

Ich sage euch: diese Erde war sehr verwildert: Geröll, Ruinen, Gestrüpp, Sumpf, Sünde, Schuld, Sorge. Es war nicht leicht, zu bauen auf diesem Grund. Es war die schwerste Arbeit, die es giebt: Rodearbeit. Unsere Leute, die aus der Heimat nach Amerika gingen, wissen über diese Arbeit ein langes Lied zu singen. Aber ich sage euch auch, und ihr wißt es: Jesus hatte Augen, wie von heißer Liebe brennende Mutteraugen; er hatte Worte, wie klingender Amboß; er hatte Mut wie eine Mutter, die ihr Kind in dem brennenden Hause weiß. Er hat sich, nachdem er heiß gebetet hatte, an die Arbeit gemacht.

Zuerst hat er in leiblicher Erscheinung gearbeitet. In jenen drei Jahren, da er dem Herzen des armen, verlassenen und verlorenen Volks so wohl that mit seiner sonnigen Lehre von dem barmherzigen Vater im Himmel, mit seinem mutigen, starken Beten, mit seiner heißen Liebe, mit der er allmählich selbst steinerne Herzen weich machte, mit seinem Kampf nicht um einen irdischen Lohn, mit seinem Sterben ohne alle irdische Hoffnung: da hat er das ganz verstörte und verkommene Menschenherz wieder an das Gute, an Glauben und Treue, Liebe und Hoffnung glauben gemacht. Er ist es gewesen, der nach vielen tausend traurigen Jahren durch die Himmelskraft seiner treuen Liebe Menschen hervor gebracht hat, die wieder an die Zukunft glaubten, die vom Schmutz aufstanden und die Augen nach der lieben Heimat wandten. Seht: das ist des Heilands weltaufbauende Arbeit gewesen, diese: nachdem der liebe Gott hier keine Wohnung mehr hatte, keine Stelle, wo sein reiner Fuß hintreten konnte, hat er, Jesus, ihm hier wieder ein Heim gebaut, dem heimatlos ge-

wordenen Gott ein Haus, nämlich das fromme Christenherz, die wahre Christenheit.

Zweitausend Jahre steht nun bald das Haus und wird noch immer mächtiger, herrlicher; und noch immer ist nicht die Zeit da, daß der Richtkranz gewunden und auf den Richtstock gehängt wird. Klein war das Haus, als jene dreitausend am Pfingsttag wieder lieben lernten. Wie viel Steine, lebendige Menschenseelen, hat Paulus herbei getragen! In den letzten hundert Jahren wie hat sich das Haus geweitet: in weiten Hallen und Säulengängen und im Schatten des Hofes wohnen viele Millionen, die Heiden waren. Von denen, die jetzt leben, will ich nur reden, der Toten nicht gedenken. Wer aber ist noch immer der, der den Bau leitet, Seelen erwirbt, gewinnt, erleuchtet und erhält? Jesus ist es, der fortwirkt, nun nicht mehr im Leibe, sondern in der Kraft seines Geistes; in welchem er in allen denen arbeitet, die mit Ernst Gott und den Frieden ihrer Seele suchen.

Also hat der Herr dem lieben Gott ein Haus gebaut.

* * *

Dann aber sind wir auf diese Weise Gottes Hausgenossen geworden. Das war das Zweite.

Unser Text sagt hierüber so: „So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit dem Heiligen und Gottes Hausgenossen geworden."

Meine Christen, natürlich gesehn, sind wir hier auf der Erde Gäste und Fremdlinge. Freilich, ihr sitzt schon lange in den Häusern, die ihr bewohnt, und ihr pflügt wohl schon zwanzig Mal dasselbe Feld; aber es bleibt doch dabei, wir sind Gäste und Fremdlinge. Auf unserer gesprungenen Glocke stehn acht oder zehn Namen. Die Leute haben vor hundert Jahren in unserer Gemeinde auf breiten Höfen gesessen. Die Namen sind uns jetzt unbekannt. Nicht allein die Leute, nein die ganzen Familien sind Fremdlinge gewesen, sind vorüber gezogen. — Wir haben vier Taufbücher, die sind alle voll geschrieben: Tausende von

Namen. Einige wandern noch mit dir, sitzen mit dir im Kirchenstuhl, begegnen dir, wenn du nachher nach Hause gehst. Die andern: sind vorüber gezogen. — Du bist vorhin über den Kirchhof gegangen. Und wie du so gingst, sahst du auf den Steinen die Namen, dir nah oder fern bekannt. Sie waren einst. Jetzt sind sie vorübergezogen: grau und gebeugt die Alten, kräftig und mit jungen Augen die Andern, trippelnde Füße vieler Kinder. Wir werden einst auch so vorüberziehn; Gott gebe guten Weg.

Was sollen wir nun hiermit machen, mit diesem Gefühl, Eintagsfliegen zu sein, fließendes Wasser? So ein Zugvogel und weiß nicht, wohin ich fliegen soll? So ein armer Reisender und weiß nicht, ob ich nicht unterwegs unter die Mörder falle, unter Sünde und Sorge, und ist keiner, der mir die Herberge zeigt und zahlt den Groschen für mich? Und die Thür ist verschlossen und kein Raum für dich in allen Herbergen der ewigen Stadt, wie weiland am heiligen Abend in Bethlehem. Diese Gedanken sind eine häßliche Last. Wir armen Reisenden, die Gott auf die Reise schickt, was sollen wir thun?

Das will ich euch sagen: wir sollen den Kopf in die Hand stützen und Reisepläne machen. Ich sehe heute ab von den Vorschlägen, die die Gedankenlosen machen. Sie sagen: „Laßt uns essen und trinken; denn morgen oder übermorgen sind wir tot". Ich will nicht zeigen, wie dieser Reiseplan in den Sumpf führt — ihr wißt es —, sondern ich will auf den Plan eingehn, welchen Paulus uns hier vorlegt, ein feiner, frommer Mann, und einer der geistvollsten Menschen aller Zeit. Er sagt: „Wir sind nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen". Fürchtet euch nicht, liebe Reisegenossen, die Reise ist nicht weit, die Heimat näher als ihr denkt. Gott hat ein Haus auf dieser Erde, und wir sind Gottes Hausgenossen oder sind nahe dabei, es zu sein. Lob und Preis

sei Jesus Christ, der das Haus gebaut hat, das Reich Gottes auf der Erde, die Christenheit, das fromme, ernste Christenherz.

Liebe Reisegefährten: es ist klar, daß Jesus Gottes Hausgenosse war. Er hat es selbst gesagt, und es ist nicht auszudenken, daß er die Unwahrheit sagen könnte, oder daß er sich geirrt hätte. Dazu kommt, daß seine Getreuen es uns mit starken Worten, in denen man noch das Herz klopfen hört, überliefert haben; und von ihnen ist weltbekannt, daß sie Ehre und Wahrheit liebende Männer gewesen sind und klare, gedankenreiche Köpfe. Er hat aber auch später bewiesen, bis heute, daß er bei Gott ist und in hoher Kraft, Gottes Hausgenoß, ja Haushälter. Ich frage: Wer regiert die Welt? Wessen Geist und Ideen?

Wohlan: er hat nun mit mehreren Worten versprochen, daß die, welche ihm in Thaten treu sind, mit ihm zusammen sein und gleich ihm Gottes Hausgenossen werden sollen. Wir werden Gott in irgend einer Weise nahe kommen und bei ihm wohnen. Es wird irgendwo — wir wollen über den Ort nicht nachgrübeln — eine Stätte sein, wo für unsere Seele ein Stuhl an einen Tisch mit weißem Linnen gesetzt sein wird, daß wir, wenn auch nur von ferne, des lieben Gottes und unseres Heilands Angesicht sehen können. Dieser Gedanke der ewigen Seligkeit ist ein Teil von uns selbst geworden. Reiß ihn nicht aus deiner Seele, sonst fällt wegen des einen Steins dein ganzer Charakter zusammen! Der Glaube an Verantwortung und ewiges Leben ist der Eckstein deines Wesens! Fest steht bei uns allen der Glaube an die ewige Heimat.

Aber dieser Gedanke, daß wir schon jetzt, gestern, heut und morgen Gottes Hausgenossen sind, der will uns weniger klar erscheinen. Wir haben wegen unserer Sorgen und Sünden das Gefühl, daß wir es nicht sind. Wir wissen freilich, daß wir Gottes Kinder sind, aber wir meinen: „in der Fremde", und wir denken, daß wir erst später, am Weihnachtsabend, in

unſres Vaters Haus gehen dürfen, wie eure Kinder, die in der Lehre ſind, am heiligen Abend ins Elternhaus wandern — mit blanken Augen.

Aber Paulus behauptet es hier: „Wir, die ernſten Chriſten, ſind ſchon jetzt Gottes Hausgenoſſen.“ Ich will es abſchwächen um meiner und eurer Schwachheit willen. Ich ſage: wir ſind ſchon dicht bei Gott, nicht weit von ſeinem Haus. Wir ſind ſchon auf der Hofſtelle; wir ſtehen ſchon wartend auf der Diele; es klopfte ſchon, die Thür geht ſchon auf; Weihnachtsabend ſinkt ſchon hernieder; wir ſehn ſchon die wacheheltenden Engel, wir hören Ewiges durch unſer Leben rauſchen. Gott iſt gegenwärtig. Gott arbeitet an uns, an unſerm Leben, an unſerm Charakter, an unſerer Zukunft. Man weiß nicht, was noch werden mag.

Wir ſind Gottes Hausgenoſſen. Du kannſt von Erfahrungen reden. Du haſt in ſtiller Gebetsſtunde oder am Altar beim heiligen Mahl, oder wenn Freude oder Herzeleid hoch aufgerichtet auf der Schwelle deines Hauſes ſtanden, Gott geſpürt als deinen Hausgenoſſen — du haſt an hohen Feiertagen in feſtlicher Gemeinde Troſt, Friede, Freude empfangen, wie in die Hand gegeben, hier in dieſem Hauſe Gottes, du, ſein Hausgenoſſe — du haſt glückliche Tage und Jahre in deinem Hauſe verlebt. Ihr wart freundlich mit einander, trugt einander, halft einander. Es kam nicht vor, daß einer im Hauſe allein ſaß und weinte. Wem verdankt ihr ſo viel Glück, ſo lange ſchon genoſſen? Eurem Chriſtenglauben, eurer Frömmigkeit, eurem Gott, eurem Hausgenoſſen. — Du biſt Menſchen begegnet, die immer freundlich, hilfreich und mit einer gewiſſen ſtillen Fröhlichkeit durchs Leben gehen, die wie im Feierkleid gehen, die ausſehen, als kämen ſie eben von Gott, von ihrem Hausgenoſſen, — du hörſt von dem großen Werk, welches die Chriſtenheit vollbringt, wie ſie eben dabei iſt, den Reſt der Erde dem reinen und freundlichen Jeſusglauben vor die Füße zu legen, und du freuſt dich dieſes Werkes

und seines Fortschritts, damit die Götzen hinausgeworfen werden, und Gott der ganzen Menschheit Hausgenosse werde.

Wohl, alle Menschen stehn auf Gottes Hofstelle. Es ist keinem möglich fortzukommen, und nähme er Flügel der Morgenröte. Du aber, der du an Gott glaubst, bist Gott sehr nahe, bist Gottes Hausgenoß. Meine Brüder! Die auf Gottes Diele stehn, müssen wissen, daß kein Unfall und kein Herzeleid ihrer Seele nahen kann. Die in Gottes Saal stehn, sollen wissen, daß sie reine Füße haben und Feierkleider tragen müssen. Die vor Gott stehn, müssen warme und leuchtende Augen haben. Amen.

Zwei Kinder Gottes.

3. Sonntag n. Trinit. — Evang. n. Luk. 15, 11—32.

Liebe Christen. Der Gedanke, es giebt einen Gott, ist sehr wunderbar und sehr schrecklich. Aber der Gedanke, es giebt keinen Gott, ist viel wunderbarer und schrecklicher. Der Gedanke: es ist ein Gott, baut auf. Er ist der Vater aller Kultur, die Grundlage jedes edlen Strebens. Der Gedanke, es ist kein Gott, reißt alles Gute nieder, ist der Tod der Kultur und des einzelnen Charakters. Wenn du den Gedanken: es ist ein Gott, aus deiner Seele reißt, bist du geringer, wertloser geworden.

Daß wir Gott noch nicht gesehn haben, ist begreiflich. Er ist uns zu fern und zu fein. Wir sahn auch die Liebe noch nicht, obgleich sie uns täglich umgab. Wir sehn auch die fernen Sterne nicht. Wir werden Ihn einst sehen, wenn wir es weiter gebracht haben, wenn wir dieses Körpers ledig geworden sind.

Meine Zuhörer, wenn es einen Gott giebt, dann sind alle Menschen Gottes Geschöpfe. Weil aber die Menschen

durch die Kraft ihres Geistes und den ewigen Gehalt ihrer Seele Gott verwandt sind, indem sie seine Gesetze begreifen, seine Wege mit einigem Erfolg erforschen und eine gewisse Sehnsucht nach seinem Herzen haben: so sind sie Gottes Kinder. Ja, es hat immer Menschen gegeben, welche sagen, wir sind Gottes erwachsene Kinder und können selbständig unsere Wege gehn, und sie versuchten das auch von Adams Zeit her, sie gingen so sehr ihre Wege, daß sie am Ende den Vater im Himmel ganz vergaßen, so wie die Kinder aus unserer Gemeinde, welche in Amerika sind und das Schreiben und Eltern und Heimat vergessen.

Ich glaube nicht, daß wir Gottes erwachsene Kinder sind. Es erscheint mir lächerlich. Wir sollen erwachsen sein neben Gott? Ich glaube wir sind Gottes kleine Kinder.

Wir sind Gottes kleine Kinder. Wenn du durch dein ganzes Leben bei diesem Glauben bliebest, dann hast du vor denen, die diesen Glauben nicht haben, einen großen Vorzug. Haben deine Kinder einen Vorzug vor dir? Ja, sie haben nicht deine Sünden und Sorgen. Sind sie nicht wie Tauben im Schlag, die einen treuen Wärter haben? Bauen sie nicht Häuser auf dein Wort? Oder willst du sagen: sie haben nicht unsere Erkenntnis, unsern Geist? Ich finde, Viele von uns wissen mit ihrem Geist nicht viel anzufangen, und unsere Erkenntnis, die gering ist, nützt wenigen unter uns. Bleibe du Gottes Kind! Geh du nicht soweit weg von ihm! Setz du dein Vertrauen auf Gott. Du bist gut daran. Denn der Menschen Weg ist zu bunt, ihn allein zu finden, und das Menschenschicksal ist zu groß, es allein zu tragen. Aber mit Gott geht es. Bei Gott bleibt man rein, sorglos, fröhlich. Man bekommt ein sicheres Wesen und hat keinen Platzschwindel. Ich glaube, man muß bei Gott bleiben mit dem Bitten und Vertrauen eines kleinen Kindes. Mit dem Gefühl der Sicherheit, das ein Kind auf Mutters Schoße hat. So fährt man am besten durchs Leben.

Ich will von zwei Kindern Gottes reden, von denen Eins Gott verlor und wiederfand, das Andere Gott hatte und bald verloren hätte.

Evang. nach Luk. 15, 11—32.

Von zwei Kindern Gottes spreche ich, von denen das Eine Gott verlor und wiederfand, das Andre Gott hatte und ihn bald verloren hätte.

I.

Der jüngste Sohn sammelte alles, was er hatte, und zog fern über Land. Er verkaufte seinen Hof, seine Wagen und Pferde und Pflüge und zog fort. Warum blieb er nicht in der Heimat? Brachte das Land keine Frucht? Oder schien die Sonne nicht mehr? Oder reiste er fort, so wie unsere Leute um ihrer Kinder willen nach Amerika gehn, da es in der Heimat zu eng wird? Nein, das war es Alles nicht. Der Grund steht hier sehr kurz, deutsch und deutlich: „Er zog fern über Land, und daselbst brachte er sein Gut um mit Prassen.“ Das wilde Blut kochte in ihm; das wollte sich nicht mehr dämpfen lassen. Er wollte ein ehr- und sittenloses Leben führen. Das konnte er aber nicht unter den Augen seines alten Vaters. Darum zog er fort. Und schon in der nächsten Stadt fing er an, sinnlos drauf los zu leben.

Meine Christen, ich glaube, da haben wir die Ursache, warum die Menschen aufhören zu beten, in die Kirche zu gehn, kurz, ernste Christen zu sein: Sie wollen von Gott fort, weil sie sündigen wollen. Ich denke an die Konfirmanden. Warum bleiben sie nicht so fromm, Gott so nah, wie sie in den Konfirmandenstunden waren? Nicht allein Knaben gehn in die Fremde, auch Mädchen. Wenn man sie fragt, was sagen sie? Sie zucken die Schultern, sie sehn zu Boden, sie geben zu verstehn, Gottes Wort sei ihnen gleichgültig geworden. Aber das ist meist ein Irrtum, oft eine Lüge. Ich weiß wohl, warum sie Gott und Gottes Wort meiden: Sie

wollen sündigen und haben schon gesündigt. Sie sind von Gott fort gegangen, weil sie beschlossen hatten, Gott nicht mehr zu gehorchen. Sie hören auf, das Vaterunser zu beten, weil der Vater unser ihnen mit seinem ewigen: Du sollst, du sollst, lästig geworden ist. Das ist es.

Nun nehmen sie die Güter, die Gott ihnen gegeben hat, als da sind: ihre gesunden Glieder, ihr Hab und Gut, ihre geistigen Fähigkeiten, ihre Arbeitslust und Kraft, ihre Liebe und ihren Haß und ziehen mit all diesem von Gott ihnen gegebenen Eigentum von Gott weg: denn in der Fremde, da darf man sündigen. Fern von Gott: da kann man ein sittenloses Leben führen: Gott tadelt dich ja nicht. Fern von Gott kann man faul und unordentlich sein: Gottes Peitsche ist nicht hinter uns her. Da kann man gern geizen und gieren: Gottes Wort schreit nicht bis in die Fremde: „Seid barmherzig ihr müßt einst Barmherzigkeit brauchen.“ O, fern von Gott ist fein leben, eine Zeit lang. Da muß man sich nur vor Einem hüten, daß Gottes Wort nicht doch einmal von fern her an die Ohren klingt. Das giebt eine Dissonanz, einen Mißklang. Auch muß man sich vor Krankheit hüten und muß dafür sorgen, daß man niemals stirbt. Denn in der Angst der Krankheit und im Tode ohne Gott: das soll furchtbar sein.

Um zu sündigen zog der jüngste Sohn fort. Und er sündigte. Ich glaube nicht, daß er das wurde, was das Strafgesetzbuch einen Verbrecher nennt; sondern er war ein Verschwender, ein gedankenloser, sittenloser, wilder. Wir hören in unserer Gegend dann und wann von jungen Leuten, die zu früh einen Hof bekamen: sie leben drauf los, ohne vor irgend etwas Ehrfurcht zu haben, ohne an die Zukunft zu denken. Sie leben so drauf los, daß sie in kurzer Zeit, wie hier steht, all das Ihre verzehrt haben, Geist, Herz und Güter.

Meine Christen, die meisten Menschen, die von Gott

fortgehn, ſind vorſichtiger, überlegender, das muß ich zugeben. Sie verpraſſen nicht Alles, was der Vater im Himmel ihnen gegeben hat. Der Eine behält einen gewiſſen ehrbaren Sinn, der Andre behält Liebe zu den Menſchen, ein mitleidiges Herz, der Dritte einen regen Geiſt, eine ſtarke Arbeitsluſt. Aber das will ich doch frei heraus ſagen: Jedem, der aufhört gottesfürchtig zu ſein, hat die Fremde, in der er ſich bewegte, einen großen Teil der Güter genommen, die er hatte, als er noch fromm war. Fürwahr, wären wir immer fromm geweſen, wir wären ſtärker an Körper, oder friſcher an Geiſt, oder wärmer an der Seele, als wir jetzt ſind. Wir wären reichere Leute.

Der jüngſte Sohn im Gleichnis darbte und hungerte. Er ſank bis auf den Grund des Elends. Und dies Unglück und dieſe Unwürdigkeit, der Hunger und die Lumpen weckten in ihm die Erinnerung an des Vaters Haus, an den Tiſch mit weißem Linnen, an das Tiſchgebet, an das fleißige, nüchterne Leben, an die Bäume im Garten und an die Möven, die vor dem Pflüger herfliegen. „Er ſchlug in ſich", ſteht da. Genau heißt es: „Er kam zu ſich." Er beſann ſich auf ſich ſelbſt. Er räumte Lumpen und Schmutz bei Seite und ſah auf den Grund ſeiner Seele und ſah da noch einen Reſt von der alten Liebe zum Vater, zur Reinlichkeit, zur ſchönen Heimat, zu einem nüchternen, ſtillen, ehrbaren Leben. Das Leben in der Fremde war Flitterkram und Firlefanz geweſen, Lug und Trug: nun in der Not, an den Schweinetrögen der Gottloſigkeit hungernd, fand er die größte Wahrheit ſeines Lebens: „Dein Glück wohnt in der lieben Heimat, im Elternhauſe und auf den Feldern, die um das Vaterhaus liegen." Und er machte ſich auf, und er wurde freundlich aufgenommen, obwohl er ſehr abgeriſſen heimkam, und ich glaube, obwohl es hier nicht ſteht: er iſt nie wieder auf den Gedanken gekommen, die Heimat zu verlaſſen; ja ich glaube, es kam Unruh und etwas wie Angſt über ihn, wenn er auf dem

fernſten Felde pflügend, den Rauch vom Vaterhauſe nicht mehr ſah.

Ich ſage: die meiſten Menſchen, die von Gott, Gottes Haus und Gottes Wort ſich fern halten, ſo tief ſinken ſie nicht, ſie verpraſſen nicht alle Güter: aber dennoch behaupte ich, daß alle Menſchen, die ſich von Gott und vom Glauben entfernten, etwas von dem Darben und Hungern geſpürt haben, das über dieſen jungen Menſchen kam, der in der Fremde war. Es giebt fern von Gott keine glücklichen Menſchen. Die Gottloſen haben kein Dach überm Kopf. Die Leidenſchaften reißen ſie fort; oder die Sorgen fallen wie praſſelnder Regen auf ſie, daß ſie ſich bis auf die Knochen erkälten; oder Geiz und Habſucht peitſcht ſie, daß ſie laufen, bis ſie atemlos fallen. Viele liegen auch in der heißen Sonne am Weg faul, ſtumpf und träge. Sehr verſchieden iſt das Darben; aber ich ſah noch nie einen Menſchen, zugleich glaubenslos und glücklich.

Wenn nun unter uns heute Morgen Verſammelten ein ſolcher iſt, der ſich von Gott wegbegeben hat und nun in der Fremde ſchmutzig oder hart, ſorgenvoll oder unruhig iſt, der leſe zu Hauſe noch einmal dies Evangelium und freue ſich der Stelle, wo unſer Heiland erzählt: „Da kam er zu ſich ſelbſt und ſagte: „ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehn“. Und dann, wie er aufweinend vor ihm kniete, heißt es weiter: „Vater, ich habe geſündigt“. Und dann das erlöſende Wort des Vaters: „Bringt das beſte Kleid her . . .“, meine Chriſten, wir haben einen Gott, der weiß, was für ein Gemächte wir ſind, und Jeſus iſt gekommen, nicht daß er die Welt richte, ſondern daß die Welt durch ihn ſelig werde. Das iſt das ganze Evangelium. Wer in der Fremde iſt, der beſinne ſich auf ſich ſelbſt, bei ſich ſelbſt; im tiefſten Innern wird er eine Stelle finden, wo Gott noch wohnt. Der Vater im Himmel wird ſich finden laſſen und wird ihn fröhlich machen, und er wird gut ſitzen, ſo weit es in dieſer

Welt, die etwas ſtürmiſch iſt, möglich iſt, in der hellen, reinen und warmen Halle des Vaterhauſes.

Das war das Kind Gottes, das Gott verlor und wiederfand.

* * *

Zum zweiten wollte ich in kürzeren Worten von dem andern Kind Gottes reden, das Gott hatte und faſt verloren hätte.

Der ältere Sohn war im Haus des Vaters geblieben: ein tüchtiger, ernſter Junge. Ich glaube, daß er morgens der erſte war, der ſich von ſeinem Lager erhob; und ich halte es nicht für glaubhaft, daß der Vater ihn je getadelt hat. Er hielt ſehr auf ſein Äußeres: ſeine weißen Ärmel ſah man von weitem übers Feld ſchimmern. Seine Worte waren immer ernſt und ehrbar, und ich meine, daß er darauf ſah, daß der kranke Nachbar das bekam, was er von ſeinem chriſtlichen Nachbarn erwarten darf. Bis dahin war Alles gut.

Ja, ich wollte, meine Chriſten, daß ich von uns Allen dies ſelbe ausſagen könnte. Ich wollte, ich könnte von uns Allen ſagen, daß wir einen Tag der Woche, den Sonntag, für Gott übrig hätten, daß wir Gott und nicht uns oder dem Nachbarn in der Not vertrauten, daß wir die gute Sitte nicht einmal in Gedanken verletzten und des Nächſten Ehre mit keinem Wort. Ich wollte, ich könnte von uns Allen ſagen, daß wir durch herzliche, thätige Menſchenliebe und durch einen fröhlichen, unerſchütterlichen Glauben um unſere Seligkeit uns bemühten. Wenn wir das thäten: dann fürwahr wäre bis dahin Alles gut.

Nun aber fand der jüngſte Sohn, der ſehr abgeriſſen heimkam, bei ſeinem Vater eine ſehr freundliche Aufnahme. Der Vater war ſehr froh, daß er ihn überhaupt wieder hatte. Das war ein Leben im Haus! Das ganze Haus voll Jubel; und der alte Mann ſaß da mit Augen voll Glück — da, als

der Älteſte, der feine, der reinliche, der ehrbare, der brave das ſah: wurde ſein Geſicht hart und ernſt, und mit einem Ruck kehrte er ſich um und ging wieder aufs Feld. Er wollte fort; er wollte weg. Er war nahe dabei, daß er Vater und Vaterhaus verlor. Da aber kam der Vater heraus und, man denke, der alte Mann mit dem weißen Haar bat ſeinen Sohn, und es kam zu einem Wortwechſel zwiſchen ihnen. „Ich habe dein Gebot noch nie übertreten", ſagte er, „aber du haſt mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre. Nun aber dieſer Sohn gekommen, der ſein Gut in den ſchlechten Straßen der großen Stadt verpraßt hat" . . . . Da wurde der Vater aber ſehr ernſt, ſeine Geſtalt richtete ſich auf, und ſeine Augen glänzten, und er antwortete ihm ungefähr ſo: „Du haſt alle Jahre an meinem Tiſch geſeſſen; der Hagelſchlag, der unſere Felder traf, hat dir leid gethan; und der Segen auf unſern Äckern war deine Freude. Dein Leben war mit dem Beſten, was es giebt, ausgefüllt bis oben hin: mit Arbeit und Leid und Freude. Aber dein Bruder, was hat er in der Fremde ertragen! Er war von der Fremde in den Schmutz geſtoßen und ſo, ſchmutzig wie er war, vor Gott und Menſchen verloren und tot: ſieh, der Tote iſt wieder lebendig geworden; der Schmutzige iſt rein geworden."

Liebe Chriſten, ich weiß nicht, ob unſere Sitten ſo rein ſind, unſere Ärmel ſo weiß, unſere Gedanken ſo ehrbar, unſer Leben ſo treu, daß wir uns mit dem älteren Sohn dieſes Gleichniſſes vergleichen können. Wenn es aber ſo iſt, oder wenn es ähnlich ſo iſt, dann ſind wir in einer Gefahr, nämlich in der, daß wir Gott und das Vaterhaus verlieren. Weil wir verhältnismäßig fromm ſind, meinen wir, der Vater im Himmel muß uns Feſte geben. Weil wir abends zu ihm beten, meinen wir, er muß uns morgens die erfüllte Bitte ans Bett ſtellen. Weil wir unſere Pflicht heute thaten, muß er uns morgen eilends loben. Weil wir reine Füße haben,

muß er uns staubloſe Wege führen. Weil wir die Menſchen lieb haben, müſſen ſie alle freundlich gegen uns ſein.

Liebe Chriſten: ich glaube ſagen zu dürfen, daß wir es im Chriſtentum noch nicht weit gebracht haben. Es iſt auch nicht leicht. Das Chriſtentum ſteckt überhaupt bei uns und in dieſer unſerer Zeit erſt in den Kinderſchuhen. Unſere Zeit und wir ſelbſt haben erſt angefangen, chriſtlich zu laufen. Das Chriſtſein macht ſo viel Mühe, daß wir, ſo viel ich ſehe, gar keine Zeit haben, andre Menſchen zu taxieren und zu entdecken, daß wir es in der Liebe und in der Sittlichkeit weiter gebracht haben als ſie. Wir müſſen vielmehr eifrig und ſtill das Unſrige thun, zuerſt lieb und hilfreich ſein als das Wichtigſte, danach rein und ehrbar ſein als das Zweitwichtigſte, endlich voll fröhlichen Glaubens und ſtarker Hoffnung als das Drittwichtigſte. Wir wollen das Meſſen bleiben laſſen; wir haben ſehr wenig Kenntnis davon, wie Gott mißt. Es wird in unſerer Zeit mit Recht davon geſprochen, daß Jeſus, wenn er in unſern Tagen wiederkäme, die Dinge, die Menſchen, die Charaktere und die Geſellſchaftsformen, die unſere Zeit hervorgebracht hat, wohl ganz anders beurteilen würde, als die öffentliche chriſtliche Meinung es thut. Was wir gerade heißen, wird er krumm nennen; was unſer Stolz iſt, wird ihm faul erſcheinen. Manches von dem, was hochſteht, wird er in die Tiefe ſtürzen. Darum wer ſteht, der ſeh' zu, daß er nicht falle. Sei treu und warte ab, wohin er dich ſtellt, wenn alle Menſchen vor ihm ſtehn und ihre Hände hinhalten, daß er ihnen ewigen Frieden und Freude ſchenke; vielleicht, mein Bruder, ſtehn dann zu beiden Seiten von dir Leute, über deren Vorhandenſein du dich ſehr wundern wirſt.

Doch, über dieſe Stunde zerbrich dir nicht den Kopf! Ich bitte dich aus dieſem Gleichnis heraus: du, der du ferne von Gott biſt, komm wieder! Bei Gott iſt Frieden und Freude; denn bei Gott wohnt die Hoffnung und die Liebe

und das reine Gewissen. Du aber, der du bei Gott bist, ein wahrhaft frommer Mensch, freundlich, hilfreich, treu, fleißig und die goldene Krone der Christenhoffnung auf dem Haupt: bleibe fromm, halte fest die Krone! Amen.

Vom Himmelreich.

6. Sonnt. n. Trin. — Evang. nach Matth. 5, 17—26.

Die alten Propheten haben immer nur vom diesseitigen Leben geredet. Wenn die alten Erzväter sterben, dann heißt es: er starb und ward begraben. Das alte Testament redet vom Diesseits. Es kümmert sich wenig um die einzelne Seele oder gar um ihr jenseitiges Geschick. Der Gott des alten Testaments nimmt die Menschen an die Hand und führt sie durch allerlei Freude und Leid des Lebens bis an die Thür des Grabes. Sie verschwinden. Er aber, Jehovah, geht wieder in den lachenden Sonnenschein und führt ein neues Geschlecht ins Licht: „Du aber bleibst, wie du bist und deine Jahre nehmen kein Ende." „Du läßt sie dahinfahren wie einen Strom." Wie Neid klingt das und ist kein Wunder.

Das neue Testament beginnt am Jordan. Da steht ein Mann, den nennen seine Zeitgenossen Johannes den Täufer. Er ist ein großer Mann. Wer sagt, daß er ein großer Mann ist? Jesus hat es gesagt; der muß es wissen. Die klügsten Leute haben es ihm nachgesagt seit 2000 Jahren: Johannes am Jordan ist ein großer Mann. Nicht wegen seines Rocks aus Kameelshaaren. Der Rock macht nicht den Mann, ein Rock aus Kameelshaaren war damals und ist noch jetzt billig zu haben, nicht allein im Ostjordanland. Sondern wegen seiner Persönlichkeit. Dieser Johannes nämlich, der

Vorläufer von Jesus, vergrößert mit einem Male den Horizont der Menschheit. Mit einem gewaltigen Griff reißt er eine Pforte auf und zeigt der staunenden Menschheit etwas ganz neues: den Himmel. Er sagte: „Das Himmelreich ist nahe herbei gekommen“ . . . Der Begründer aber des Christentums, der bald darnach auftrat, hat mit vielen und herrlichen Worten von diesem Himmel geredet. Ja, er ist in diesen Himmel hinein gegangen. An der Thür des Grabes verließ ihn Gott zwar: „Mein Gott“, schrie er, „warum hast du mich verlassen?“ Aber nach dem festen Glauben seiner Jünger, ja nach ihrer persönlichen Erfahrung riß Gott ihn wieder aus dem Zustand des Todes heraus und führte ihn in das Himmelreich, das er mit so starken Worten, mit solcher Treue bekannt gemacht hatte.

Seitdem, meine Christen, stehn die Menschen und sehn ihm nach. Alle Menschen sehn ihm nach, auch die, welche nicht an ihn glauben. Das Wort „Himmel“ hat die Menschen ergriffen . . Er, Jesus, hat sich mit diesem Wort vom Himmel an den Wendepunkt der Weltgeschichte gestellt. Seitdem er und sein großer Freund das Wort vom Himmel gesprochen, ist der Gesichtskreis der Menschen weit geworden. Es ist Licht auf den Weg der Menschen gefallen; es ist Streben in die Menschen gekommen: jeder will ein Stück vom Himmel haben. Die Menschen stürmen den Himmel. Die einen wollen den Himmel hier einrichten; sie reden fast mit dem Wagemut der alten Propheten von der Zeit, da die Tiger bei den Lämmern liegen werden und Jeder friedlich und fröhlich unter seinem Weinstock sitzen wird — möge diese Zeit kommen! Herr, wenn wir sie vertragen können, sende sie bald! — Die andern tragen in stillem Herzen und zwischen gefalteten Händen große Wunder des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung; sie tragen unterm Staubgewand ewiges Kleid; und halten an dem Glauben fest, daß am Rand des Grabes Jesus sich ihrer annehmen und sie ins Himmelreich führen wird. „Da“,

sagen sie, „wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein.“ Amen.

Ihr wollt nun weiter vom Himmelreich hören. Ich verlese das erweiterte Evangelium dieses Sonntags.

Evang. nach Matth. 5, 17—26.

Ich will vom Himmelreich reden. Ich sage I. Willst du ins Himmelreich? II. Kommst du ins Himmelreich?

I.

Wenn es mit unserm Leben zu Ende ist, dann geht unser Körper an einen traurigen Ort, wie wir alle wissen. Er geht auf einem Weg, der sehr dunkel ist, in Erde über. Wenn diese Zeit nun einst für unsern Körper gekommen ist, wo soll unsere Seele dann bleiben? Wir wollen doch gerne, daß sie nicht auch komme an diesen Ort der Qual. Ach, was sage ich: wir wollen es nicht gerne? Unsere Seele schreit nach Licht, nach der Liebe, schon jetzt. Wie wird sie es dann noch vielmehr thun, wenn sie nur Seele, des Körpers ledig geworden ist. Es erweckt Trübsinn; es regt sich Verzweiflung; Wahnsinn reckt seine harte Hand nach uns aus: wenn wir nicht mehr glauben dürfen, daß es ein Himmelreich, ein Reich Gottes für Menschenseelen giebt, welche nicht sterben können. Wer wollte nicht ins Himmelreich?

Kann es einen schönern Gedanken geben? Freilich, solange es uns gut geht, der Körper stark, im Hause Brot genug ist, und alle unsere Lieben in Frieden rund um den Tisch sitzen, solange läßt sich hier wohl leben, ohne Himmelreich. Aber so lebt man hier nicht immer. Es kommt Unfrieden; es kommt Sorge; es kommt Sterben; es kommt dein eigen Sterben. Wer wollte dann nicht an den Ort, wo Jesus, der Gute und Treue, der Herr ist, wo alles nach seinem Winken geschieht, wo alle freundlich mit einander sind, einander dienen in der ewigen Seligkeit — so wie er einst mit den Seinen beim Abendmahl saß, nachdem die Sünde, das ist Judas, hinausgegangen war

— und hinter dir läge alle Sorge, alle Not, jeder Tod, hinter dir läge, wie der Dichter sagt, „im wesenlosen Scheine das Gemeine?“

Wer wollte nicht ins Himmelreich? Die Erde hier, wie sie ist, ist ja keine Heimat für uns; ja nach einem Teil von uns wohl, nach dem Teil, der sich über Essen und Trinken freut, nach dem Teil, der sich in Sünde gefällt. Aber wir haben doch noch mehr? Haben wir nicht etwas in uns, das nach einem sittlichen Ziel trachtet, das in allem Guten weiter will, das von allem Bösen los will, das ohne Rast und Ruh nach einem andern Lande schreit? Frage deine Seele! Du bist ins Gotteshaus gekommen. Um nichts? Bist eine Seele, die nach Gottes Wort ein wenig oder sehr hungert, bist ein Kind, das wieder einmal dahin gegangen ist, wo die Straße ihre höchste Stelle erreicht hat, nach der Heimat zu sehn. Was ist deiner Seele süßeste Hoffnung? Du bist ein Wandrer, der an die schöne Stunde denkt, da er heimkommt in seine Stadt. Wer wollte nicht ins Himmelreich?

Der verlorene Sohn ging aus der Fremde fort ins Vaterhaus. Warum that er das? Sie sagen, es sei Liebe gewesen, Liebe habe ihn zum Vater getrieben. Das ist nicht richtig. Es war eine sehr praktische, sehr nüchterne Erkenntnis. Von Liebe steht da nichts, sondern da steht: „Mein Vater hat Brot die Fülle, und ich verderbe im Hunger!“ Der elende Hunger trieb ihn nach Haus. Wir, meine Christen, sind hier in allerlei Not, in Sorgen und Unfällen in Herzklopfen; wir stehen hier zwischen Thür und Angel, zwischen bangem Empfangen und bangem Scheiden, zwischen schwerem Anfang und schwerem Ende. Aber im Himmel ist Friede, ist Reinheit, ist Fülle und unermeßlicher Reichtum an Kraft, Mut, Vollbringen. Wer wollte nicht ins Himmelreich?

Und wenn wir nicht wollten, wir müssen ja. So wahr wir essen müssen, wenn wir nicht sterben wollen, so wahr müssen wir ins Himmelreich. Wir hungern und dürsten da-

nach. Ohne den Glauben ans Himmelreich wäre ein Stück von der Seele heimatlos. Wenn es kein Himmelreich gäbe, müßten wir eins zusammenphantasieren.

Aber wir glauben an das Himmelreich; denn wir glauben an Jesus. Jesus hat solchen Eindruck auf uns gemacht, durch sein heißes Lieben, durch sein reines Leben, durch die himmlische Größe seiner Lehren und Gedanken und durch den Mut, mit dem er für seine Sache starb, daß wir ihm vertrauen. Wir sind Leute, die schwer zum Vertrauen kommen. Das Vertrauen ist ein selten Kraut am Nordseestrand. Aber, wenn er uns vom Himmelreich erzählt, das glauben wir.

Er hat uns viel vom Himmelreich erzählt, oder, wie er es auch nannte: vom Reiche Gottes. Er hat es uns in schönen, deutlichen und starken Gleichnissen vor die Seele gestellt. Er hat uns gesagt, wie Weltsinn, Trägheit, Unsauberkeit, Oberflächlichkeit und Hartherzigkeit uns hindern, hinein zu kommen; wie wir aber hineinkommen können, indem wir unsere Fehler ehrlich erkennen, von ihnen ablassen und treu, rein und hilfreich leben. Er hat uns gesagt, daß der Herr im Himmelreich Gott selber sei, der seinen Kindern ein freundlich Heim bereite; und er hat uns gesagt, daß das Himmelreich für den Menschen soviel wert ist, als wenn ein ganz verschuldeter Landmann im Herbst, kurz vor dem Zinstag, auf seinem Acker pflügend, plötzlich viel Geld und Geldeswert in der frischen Furche findet, als wenn ein Kaufmann, der auf seinem Handelsweg in einem einfachen Fischerhaus eine Perle von unschätzbarem Wert fand und, wenn auch mit seinem ganzen Vermögen, doch viel zu billig, erstand. Vor allem aber hat er uns das eine gesagt, daß das Himmelreich nicht etwas Jenseitiges nur sei, sondern daß es zum Teil diesseits des Todes liege, daß man in der That nicht nach dem Tode in den Himmel komme, sondern vorher hinein müsse. Hier muß man auf den Perlenhandel! Hier muß man tief pflügen! Darum, als Leute, die dicht vor dem Tode stehn, haben wir

Ursache, aufzuhorchen, wenn wir vom Himmelreich etwas hören. Wir, die wir noch nichts davon haben, wir verschuldeten Landleute, wir Kaufleute ohne guten Jahresabschluß, müssen zugreifen, daß wir noch zu etwas kommen, wenn wir aber etwas haben, es fest halten als einen großen Handel, den wir gemacht. — Willst du ins Himmelreich?

* * *

Kommst du ins Himmelreich? Das war das Zweite.

Liebe Christen! Unter uns ist keiner, der nicht gern in den Himmel Jesu Christi wollte. Wir sind nicht wie jener Kornbauer, dessen Weizenäcker gut getragen hatten, und der sich einen Stall baute und setzte sich in seinen bequemen Stuhl und freute sich, freute sich über seinen feinen Stall und den weichen Sitz am Fenster und dachte an garnichts weiter, an garnichts. Aber noch denselben Abend kam Gott und holte seine Seele aus dem bequemen Stuhl am Fenster, um ein furchtbares Wort mit ihr zu reden.

Wir sind nicht wie Esau — obgleich uns der Mann sonst gefällt — der, um eine augenblickliche Begier zu stillen, das Recht der Erstgeburt lachend verkaufte. Ich denke daran, meine Christen, daß eine gewisse Sorglosigkeit gegenüber der Zukunft uns Christen wohl ansteht; ich meine, daß man lieber von uns sagen soll, wir seien mutige, als ängstliche Menschen. Aber was das Himmelreich betrifft: unser Recht am ewigen Vaterhaus, ich sage, da sind wir sehr unruhig.

Nun sagt der Herr hier: „Wenn nicht eure Gerechtigkeit besser ist" oder, wie hier genau steht: „Wenn es mit eurer Gerechtigkeit nicht mehr ist," als bei den gelehrten und frommen Leuten, die hier im Lande wohnen, „so werdet ihr keineswegs ins Himmelreich kommen."

Wer die Hoffnung haben will, im Himmelreich zu sein oder hineinzukommen, der muß eine Gerechtigkeit haben. Sowie wohl bei uns ein Landmann die Gerechtigkeit hat, durch ein Thor oder über ein Grundstück seines Nachbarn zu gehn, so

müssen wir auch eine Gerechtigkeit, ein Recht haben, durch das Thor des Himmels zu gehn. Das ist ganz klar. Es ist ganz undenkbar, daß ein jeder dahindurch gehen kann. Durch die Thür des Grabes, dort durch die Kirchhofsthür, darf jeder, alle, weil alle sündigen. Durch die Himmelspforte gehn nicht alle. Man kann doch nicht etwa mürrisch oder trotzig oder schmutzig durch eine so schöne Pforte und zu einem solchen Mann wie Jesus gehen und sich unter die mischen, welche selig sind?

Die frommen Leute in Israel besaßen so eine Gerechtigkeit, schwarz auf weiß, zehn Paragraphen, mit der Unterschrift: von Gott gegeben auf Sinai! Und diese Unterschrift war nicht gefälscht. Es war eine unumstößliche Gerechtigkeit. Nämlich: Wer Gott ehrt und seinen Namen und seinen Tag. . Wer seiner Eltern graues Haar in Ehren hält. . . Wer seinem Nächsten sein Leben läßt und seine Frau und seine Ehre und sein Hab und Gut . . . wer das alles gethan, der kann durch die Pforte gehn, an der die Engel mit den blitzenden Schilden und den ernsten Augen die Wache haben. Darum hatten die frommen Leute diese zehn selig machenden Worte in Papierstreifen um ihre Arme gewickelt und trugen, wenn sie betend vor Gott erschienen, kleine Kästchen mit den zehn Worten vor der Stirn, damit die Engel Gottes, welche Wache hielten, wenn diese Leute kamen, sie erkannten: „Sieh, da kommt einer, der hat die Gerechtigkeit, durch diese Pforte zu gehn."

Meine Freunde! Nun sagt der Herr hier zu seinen Zuhörern — seine Zuhörer aber sind wir in dieser Stunde —: „Ich sage euch, wenn es mit eurer Gerechtigkeit nicht mehr ist . . „Ich sage euch!" Mit seiner ganzen Persönlichkeit steht er vor uns, er, den unsre Seele liebt, er, der unser Vertrauen hat, von dem wir glauben, daß er dem Herzen Gottes sehr nahe steht: „Wenn es mit eurer Gerechtigkeit nicht mehr ist, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen."

Was fehlte denn den frommen Leuten im Land an ihrer Gerechtigkeit? Der Herr sagt in Vers 17: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen.“ Die frommen Leute hielten das Gesetz, aber sie erfüllten es nicht. Sie hielten das zweite Gebot: sie fluchten nicht. Aber sie brauchten den Namen Gottes auch nicht recht: sie traten nicht mit dankerfülltem Herzen oder in kindlichem Vertrauen vor sein Angesicht. — Sie hielten das 5te Gebot: sie töteten niemand. Aber — daß Gott erbarm — sie halfen auch niemand. — Sie hielten das neunte und zehnte Gebot: sie stahlen keine Häuser. Aber — daß Gott erbarm — sie bauten auch keine. — Sie rührten keinen Finger, daß die Ungerechtigkeiten, die den Armen und den Schwachen im Land gethan wurden, weniger würden. Sie hielten das Gesetz; aber sie erfüllten es nicht. Sie konnten es im Traum aufsagen; so gut wußten sie es. Aber im Wachen erfüllten sie es nicht, so schlecht wußten sie es. Ihr Herz war nicht dabei. — Jesus ist gekommen. Jesus hat uns gesagt, wie wir das Gesetz ganz voll, ganz voll machen können, bis oben hin: mit warmer hilfsbereiter Liebe, mit eifriger Treue in unserm täglichen Leben. Paulus hat uns gesagt, wo des Gesetzes Erfüllung liegt: „Die Liebe,“ sagt er, „ist des Gesetzes Erfüllung.“ Luther hat uns den Weg gezeigt, das Gesetz zu erfüllen, in dem er es nach Jesu Weise erklärte und jede Erklärung mit den Worten anfangen ließ: Wir sollen Gott fürchten und lieben. Das volle Herz macht das Gesetz voll. Das Herz, das voll ist von eifriger Liebe zu Gott und allen Menschen: das Herz und das Leben hat die Gerechtigkeit, durch die schöne Himmelspforte zu gehn.

So sollen wir sein: liebe, treue, helfende, in allem Guten vorwärtsstrebende, fromme Menschen. Und zwar sollen wir solche Leute nicht am Sonntag-Vormittag sein, wenn wir in der Kirche sitzen, sondern in unserm Hause, bei unserer Arbeit, im Werkelrock. Dann sind wir schon hier im Reich Gottes oder

im Himmelreich und werden immer mehr hinein wachsen und werden auch nach unserm Tode darin sein. Das ist es.

Ich will es aber noch einmal sagen: des Evangeliums Inhalt, des Himmels Gerechtigkeit: Wir sollen jeden Tag, den wir noch leben, lieb, treu, rein sein. Sind wir nicht so gewesen an irgend einem Tag, morgen etwa, oder übermorgen — das ist Dienstag: dann wollen wir sagen: Dieser Tag ist mir mißglückt, und wollen am Mittwoch mit besonderem Eifer darauf aus sein, es besser zu machen. Das sei unser Streben, unsere Arbeit, unsere Freude: das Freundlichsein, das Helfen, die Treue, die Liebe. Das sind auch die besten Worte in der deutschen Sprache, für ein rechtes deutsches Herz. Da liege unser Schweiß um das Himmelreich, auf diesem Feld.

Wenn dann, meine Reisegefährten, einst der Tag kommt, daß wir aus dem zeitlichen Reich Gottes ins ewige versetzt werden sollen, wenn uns dann vielleicht etwas an Liebe und Treue fehlen sollte, — obwohl wir uns hier Mühe geben wollen, als wär's nicht denkbar, daß uns etwas fehlen könnte — ich sage euch aber: es wird uns etwas fehlen; denn gar fein, lieb und rein ist es bei Gott — dann wird Jesu Fürbitte oder mit andern Worten das Herz Gottes, nach unserm Vertrauen, das hinzuthun, was uns fehlt. Dann wird die Liebe dessen, der für uns litt und starb, das hinzulegen, was uns mangelt. Liebe soll uns retten. Liebe soll uns Gerechtigkeit geben: Unsere Liebe und seine Liebe: Die sollen uns in den Himmel bringen. Amen.

Der Mensch — ein Knecht.

7. Sonnt. n. Trin. — Brief an die Römer 6, 19—23.

Es ist bekannt, daß Friedrich der Große den Ausspruch

gethan hat — und er hat das nicht allein gesagt, er hat auch danach gehandelt: — „Ich bin", sagte er, „der erste Diener meines Staates." Und es ist bekannt, daß ein tüchtiges Fürstengeschlecht unseres Volkes den Wahlspruch im Wappen führt: „Ich dien." Und es ist endlich bekannt, daß der alte Bismarck bestimmt hat, daß seine Grabschrift laute: „Otto von Bismarck, ein treuer Diener Wilhelms des Ersten."

Das Wort „Diener" steht bei uns in keinem guten Ruf. Jeder will Herr sein. Das ist ein Beweis, daß wir das Christentum in seiner ganzen Tiefe noch nicht erfaßt haben, daß wir noch keine rechten Christen sind; denn der Wahlspruch: „Ich dien'" ... der steht im Wappen keines geringeren als unseres Heilands. Er hat gesagt: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene."

Wer ist ein Christ? Wer glaubt? Der Herr warnt: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr, ins Himmelreich kommen." — Wer ist ein Christ? Wer hofft? Wer keine gute, starke Brücke über den Abgrund baut, die ihn nach der andern Welt hinüberführt, dem wird sein Hoffen, fürchte ich, nichts nützen. — Wer ist ein Christ? Der aus freier Liebe die Hand an die Helferarbeit legt. Der den Kranken besucht und ihm hilft. Der gegen seinen Nachbar freundlich ist, ob er Bauer sei oder Arbeiter. Der überall, wo die Weinbergsarbeit Gottes Vorspann braucht, nach seinen Kräften sich in die Speichen legt. Kurz, der in allerlei Leid und Not, die er sieht oder hört, sei es, daß Nachbars Kindlein über einen Stein stolperte und fiel, oder daß der Siegeswagen Jesu über die Welt in Indien stockte, wo unsere Missionare an den Zügeln stehn ... der in allerlei Not und Leid das Gegenteil von Kain thut, aufspringt und gerne hilft, so viel er kann. Der solche Liebe den Menschen und den großen Menschensachen erweist, weil er Gott und Gottes Wort von Herzen lieb hat: der ist ein Christ. „Dann werde ich sagen zu denen zu

meiner Rechten: Ich bin nackend gewesen und ein Gast und ein Gefangener und ihr . . ." Ihr kennt diese Worte vom Herrn. Wer dient, der ist ein Christ. Ich diene. Amen.

Brief an die Römer 6, 19—23. Der Mensch — ein Knecht.

I. Du bist ein Knecht.

II. Aber du bist in einem frei; du kannst dir deinen Herrn wählen.

III. Gottes Wort bittet dich: Wähl' den lieben Gott!

I.

Liebe Christen . . . Vor etwa fünfzehn Jahren trat ein Mann von tiefen und starken Gedanken in unserm Vaterland auf und verkündete in Büchern, die er schrieb, daß das Christentum eine verkehrte Religion sei, es sei zu demütig, es sei eine Religion für Knechte und mache den Menschen schwach, mutlos und knechtisch. Wer ein ordentlicher Mann sei, Kraft in den Gliedern und im Herzen fühle, der müsse sich vom Christentum, ja von jeder Religion frei machen und sich auf sich selbst stellen und ein stolzer, herrischer, mitleidloser Mensch werden, Herr über Menschen und Tiere. Als ein Übermensch sich zu fühlen, als ein Halbgott, als ein Aristokrat von eignen Gnaden: das sei des Menschen Bestimmung. — — Dieser Mann, meine Zuhörer, der diese Lehre mit Macht und Kraft verbreitete, lebt noch. Er ist irrsinnig geworden. Als ein Irrsinniger hat er es aufgegeben, an seinen Ketten zu rütteln.

Wenn ich nun ein beschränkter, hochmütiger und fanatischer Mensch wäre — ich meine, daß ich alle diese drei Eigenschaften haben müßte — dann würde ich sagen: „So ist es gekommen, weil er ein Halbgott werden wollte. Gott hat ihn so geschüttelt, daß er ihm das Gehirn zerrüttelte". Nein! Ich rede darüber nicht. Sondern ich weise auf diesen Mann hin, der ein Herr und König sein wollte und wurde so ein Armer; der ein Mitleidloser sein wollte und wird jetzt

ſo tief und herzlich bemitleidet. Ich weiſe auf ihn und ſein Ende hin, um nun zu ſagen: Ich glaube, wir ſind nicht Halbgötter, noch Übermenſchen, noch Herren. Wir ſind zu dem nicht tauglich. Sondern wir ſind Knechte.

Wir ſind nicht Herren. Wir ſind einem Schickſal unterworfen, gleich einem unſichtbaren Rieſen, der uns hochhebt oder niederwirft oder eine Weile ſtehn läßt und uns nicht um Erlaubnis fragt. Wir fahren auf den Wellen eines Meeres, deſſen Strömungen und Stürme und Sandbänke wir noch nicht ordentlich kennen, obwohl wir ſchon viel tauſend Jahre darauf fahren.

Wir ſind der Natur unterworfen. Unſere Saaten verhageln oder verdorren, reifen oder faulen, werden auf dem Felde von den Mäuſen gefreſſen, oder kommen in die Scheunen . . . Unſere Kinder leben oder ſterben. Wir ſelber ſterben, mag es morgen ſein oder im nächſten Jahre oder nach dreißig Jahren; und niemand fragt uns: „Was gefällt dir?“ Sondern eine harte Hand faßt uns an: „Das geſchieht mit dir, du Knecht, du Menſchenkind!“

Wir ſind keine Herren. Wir ſind nicht einmal Herren auf Armeslänge. So wie es arme, kranke Menſchen giebt, die über ihre Glieder keine Gewalt haben, alſo ſind wir alle nicht Herren über unſere eigene Seele. Wir werden von Furcht und Sorge, von böſen und guten Gedanken hin und her geſtoßen, wie ein Pferd, deſſen Fahrer ein Kind iſt, wie ein Knecht bei einem wunderlichen Herrn. Das geſchah ſelbſt dem Paulus. „Wollen habe ich wohl“, klagte er, „aber vollbringen das Gute bringe ich nicht fertig“. An einer andern Stelle erzählt Paulus, daß er ſich vor Jahren zum Herrn über der Menſchen Gedanken und Glauben aufgeworfen und die Chriſten verfolgt habe. Da aber erfaßte ihn, der ſich einen Herrn dünkte, eine Hand ſo kräftig und duckte ihn, bis er im Staub der Straße lag, und verleidete ihm das Herrſpielen, ja, machte ihn ſelbſt zum Werkzeug, in des Meiſters

Hand weich wie Wachs. Wir sind nicht Herren, nicht auf Armslänge, nicht einmal über uns selbst.

II.

Wir sind Knechte! Wir haben nichts zu befehlen, wir müssen gehorchen. Nur in einem sind wir frei . . und hier sage ich etwas Großes, und ich bitte euch aufzuachten: In einem Punkt, sage ich, sind wir nicht Knechte, sondern Herren über uns selbst, über Schicksal und Leben, über Leben und Tod und ganze Zukunft: nämlich in dem Punkt: Wir können uns selbst den Herrn aussuchen, dem wir dienen wollen.

Von diesem Herrenrecht sollen wir Gebrauch machen. Es ist das einzige, das wir Knechte haben. Diesen einen Punkt sollen wir nicht aus dem Auge lassen: da sollen wir nicht achtlos vorübergehn. Der verlorene Sohn machte Gebrauch von dem Herrenrecht, zweimal, einmal zum Bösen: da ging er fort von dem guten, feinen Herrn und verdang sich, erst als Vortrinker in einer verkommenen Wirtschaft, dann als Schweinehirte; dann aber zum Guten: als er in die Heimat zurück reiste und bei seinem Vater wieder in den Dienst trat. Ich will auch auf Judas kommen, der es unterließ, den Herrn zu wechseln. Er blieb bei dem bösen Herrn und hatte es erst ziemlich gut, dann aber so schlecht, daß er sich erhängte. . . Es sind noch Leute genug da, die im Dienst böser Herren sich abquälen, die auf den Höfen in Lohn und Brot stehen, welche heißen Sorgenhof oder Launenhof oder Geizhof oder Schmutzhof oder sonst einen andern Namen haben. Man erkennt diese Leute an ihren vielen Klagen und Sorgen oder an ihren trüben Gedanken oder an ihren harten Gesichtern oder an ihren offenbaren Sünden. Diese sollten sich aufraffen und von dem einzigen Herrenrecht Gebrauch machen, das ein Knecht hat. Sie sollten zu dem bösen Herrn sagen: „Wir gehn davon. Wir schwingen fröhlich den Stock. Schlecht waren deine Mahlzeiten, finster deine Miene. Wir wollen uns einen andern Herrn suchen,

der kein Leuteſchinder iſt, der uns als Menſchen hält und guten Lohn giebt". Findet nicht ein tüchtiger Knecht einen guten Platz? Man muß die Magd und den Knecht verachten, die in einem Hauſe Dienſt annehmen, das unrein und roh iſt, wo Fluch und Schelten reichlicher verteilt wird als das tägliche Brot. Biſt du tüchtig? So ſuch' dir einen feinen Platz! Muß ich ein Menſch, das heißt ein Knecht ſein, ſo will ich wahrhaftig in einem guten Hauſe dienen, in einem guten Hauſe.

Die Menſchen ſind etwas Großes. Sie ſind, ſoviel wir ſehen, das Wunderbarſte in Gottes erhabener Schöpfung. Freilich, die alle Tage um ihn ſind und ihm dienen, ſeine Engel und Gewaltigen, die ſind wunderbarer, herrlicher, als die Menſchen. Aber dieſe Menſchen, ſo groß, ſo ſtark, ſo klug ſie ſind, ſo fein von Gott gebildet, dieſe Menſchen, denen er die Herrſchaft über die ganze ſichtbare Schöpfung gab: er machte ſie nicht zu Herren, die niemand über ſich haben, ſondern zu Knechten. Zwei Herren gab er ihnen, daß ſie dazwiſchen wählen ſollten. Einem von ihnen beiden muß der Menſch dienen. Unſer Heiland ſtellt dieſe beiden Herren neben einander, wenn er ſagt: Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Darin liegt das: „Knechte ſeid ihr! Dienen müßt ihr!" Aber ihr habt die Freiheit, zu ſagen, wem ihr dienen wollt. Wem wollt ihr dienen? Dem Mammon oder Gott? Der Zeit, die vergeht? oder der Liebe, die beſteht?

Die meiſten Menſchen verſuchen, beiden Herren zu dienen. Sie wollen es mit keinem verderben. Sie ſind geſtern hinterm Geld hergelaufen, als müßten ſie noch vor ihrem Tod die ganze Welt gewinnen, und kommen morgen zu Gott. Sie haben heute Reue, weil ſie irgendwelche ſchlechte Gewohnheit haben, und morgen ſündigen ſie wieder. Von ihnen ſagt ſchon der alte Weiſe Elias: Ihr hinkt auf beiden Seiten. Ihr ſeid nicht fixe, ganze Menſchen; ihr ſeid arme, mühſelige, gebrechliche Menſchen; ihr habt keine Jugend, keine Kraft und keinen Mut.

Und das wißt ihr auch: lieber gar keinen Knecht, als einen, der immer zwiſchen zwei Höfen unterwegs iſt. Lieber keinen Knecht, als einen Dieb und Treuloſen und Überträger. Darum, wer ein ganzer Menſch ſein will, etwas ganzes in ſeiner Art, der gehe hin und verdinge ſich einem Herrn.

Wem von den beiden? Wie ſoll ich ſie euch vorſtellen . . . Ich möchte ihnen Geſtalt und Leben geben, damit ihr ſie deutlich ſeht, damit ihr dem einen anhangt und den andern verachtet . . . Da ſteht Judas. Er iſt nicht ſelbſt der Herr, er iſt ſein Bild. Er hat kalte, harte Augen, gierige Hände, eilende Füße, raffende Arme. Er ſieht nach Geld und Freuden aus, die man für Geld kauft. Er nimmt das Geld, wo er es bekommen kann, aus dem ſchmutzigſten Rinnſtein. Er verwendet das Erworbene auf rohe Weiſe, in Geiz und Habſucht, in Betrügen und Lügen, in allerlei Unſauberkeit. Er ſchreitet von einer Übertretung zur andern. Er ſpeit die Treue an und tritt die Liebe mit Füßen; und nachdem es keine Sünde mehr giebt, die er nicht gethan hätte, da wirft ſich die Verzweiflung über ihn, und er geht mit einem großen Angſtſchrei in den Tod. — Da ſteht Jeſus — er iſt nicht Gott, er iſt das Bild Gottes, er iſt Gottes Sohn. Wie hat er ſo reine, leuchtende Augen und ſo warme, ſegnende Hände. Und doch ſtark zum Führen! Auch ſeine Füße eilen! Eilen zum Helfen, Seelen zu helfen in aller Not, ſie zu löſen von allerlei Lebenslaſt, ſie frei zu machen von dem harten, drückenden Joch der Sünde, das ſo böſe, ſchwer heilende Wunden macht, und ihnen ein ſanftes Joch und eine leichte Laſt aufzulegen, nämlich Glaube, Liebe und Hoffnung, ſie zu Knechten Gottes zu machen mit ſtiller Freude, mit ſorgloſen Herzen, ohne Furcht vor Menſchen, Schickſal und Tod — ſie endlich aber, wenn ſie im Dienſt Gottes nach ſchwachen Kräften treu geweſen ſind: zu beſchenken mit einer wunderbaren Gabe, nämlich mit ewigem, ſeligem Leben in einem Land ohne Sünde und Sorge, ohne Sturm und Winter, mit lauter Gottesſegen.

Der Menſch iſt ein Knecht. Aber er hat die eine Freiheit: ſich ſeinen Herrn zu wählen — von dieſen beiden den einen.

III.

Gottes Wort bittet dich: Wähl den lieben Gott. Dies das Dritte.

Das Wort Gottes beweiſt dir, daß es beſſer, viel beſſer für einen Menſchen iſt, daß er ſage: ich glaube, daß Jeſus Chriſtus ſei mein Herr, als daß er ſage: ich glaube, daß alles Böſe ſei mein Herr. Sicher iſt es ſchlimm, wenn die Sorge mein Herr iſt, beſſer: das ſchöne, ſüße Gottvertrauen. Schlimm, wenn unruhiges Begehren mich hin- und herreißt, beſſer: „wenn ich dich nur habe, ſo frage ich nicht nach Himmel und Erde.“ Schlimm, wenn ich den Meinen die ganzen Tage ein finſter Geſicht mache, beſſer: wenn ich fröhlich ſage: „Sieh: alle, die du mir gegeben haſt!“ — Ihr wißt, wie es dem verlornen Sohn ging, in des Böſen Dienſten: Erſt gab es einige vergnügte Tage; doch währten ſie nicht lange. Erſt gab es einiges Lachen und Singen; bald aber Grämen und Thränen. Erſt gab es Sammt und Seide; bald aber Lumpen. Erſt gab es große Feſte; dann aber Träber, die die Säue aßen. — Abſchreckend Beiſpiel! Nicht allein in der Bibel zu finden. Es giebt Diener des Böſen auch bei uns. Ihre Sünde ſchreit nicht durch die Gemeinde; aber ihre Seele leidet, und der Herd ihres Hauſes wird kalt, und Frau und Kinder trauern. Wir ſehen einige ihren Leidenſchaften nachgehen; andre ſind ängſtliche Knechte der Sorge, weil ſie kein Zutrauen zu Gott haben; andre faſſen Geld an, das ſchmutzig iſt; andre verfaulen und verfeiern ihr Leben; die letzten endlich fürchten ſehr den Tod, weil hinter ihnen keine Liebe liegt und vor ihnen keine Hoffnung. Ihre Sünden ſchreien nicht über die Straßen — das behaupte ich nicht — aber ich ſage, daß ſie Knechte der Zeitlichkeit ſind, daß ſie ihr ganzes Daſein auf

dies Kartenblatt gesetzt haben, das die Hand des Herrn nach wenig Tagen vom Tische fegt. Wenn es Abend worden ist — und für viele neigt sich schon die Sonne — dann bezahlt die Sünde. Der Sold der Sünde ist der Tod. Der Herr, der Richter, wird fragen: Warum hast du nicht gebetet? Warum hattest du kein Vertrauen? Warum warst du nicht fleißig, nicht nüchtern, nicht freundlich, nicht züchtig? Hatte ich dir nicht meine große Verheißung predigen lassen? Und die Seele wird vor Jammer vergehn, daß sie den köstlichen Inhalt des Lebens wie schmutziges Wasser weggegossen hat. Was aber in ihr ist, kann Gott nicht brauchen.

Ihr wißt, wie der verlorne Sohn sich losriß von dem Bösen. Als er den Hunger spürte und die Lumpen sah, da schlug er in sich. Er erkannte seine Dummheit und bereute seine Thorheit. Er erinnerte sich der Reinlichkeit im Vaterhaus, der saubern Stuben, des weißgedeckten Tisches, des Tischgebetes, der Brüder, die nicht fluchten, sich nicht betranken, nicht so voll Lachens waren, aber auch nicht so voll Sorgen; die alle auf den Vater sahen. Da machte er sich auf und ging zu seinem Vater.

Du kannst auch zu deinem Vater gehn, der im Himmel wohnt, oder du bist schon bei deinem Vater — ich weiß das nicht; ich kann nicht in die Herzen sehn —, den Weg zum Vater kannst du nicht verfehlen, du kennst ja den, der gesagt hat: Ich bin der Weg. Geh' bei Jesus Christ in die Lehre, sieh zu, daß du ihm soviel nachmachst, als du irgendwie, mit allen deinen sittlichen Kräften, fertig bringen kannst. Solltest du nicht auch fein hochzeitlich dein Leben kleiden können, wie er? Solltest du dich nicht zwingen können, freundlich und hilfsbereit zu sein, wie er es in Galiläa war? Solltest du nicht ein gut Teil von dem Zutrauen zu Gott fassen können, das ihn so mutig und so treu machte? Dann würdest du ein fröhlicher Mensch sein. Du würdest ganz andre Augen haben, glänzende, freie. Du würdest in allen guten Dingen sehr weit

vorwärtskommen; denn du wärſt ein geſunder Menſch; das Hinken hätte aufgehört.

Was dir etwa an Gutem fehlen würde . . für die andre Seite . . ſo darfſt du vertrauen, daß er gegen die, welche ihn lieb haben, nachſichtig ſein wird. So wie er hier auf Erden war, ein barmherziger Helfer, damals, als Galiläa das angenehme Jahr des Herrn feierte, das wird er auch drüben ſein an ſeines Vaters Seite. Die Gnade Gottes iſt das ewige Leben in Jeſus Chriſt, unſerm Herrn.

Lieber Chriſt! Du biſt nicht Herr, du biſt Knecht. Aber du haſt die eine Freiheit, du kannſt zu dem Herrn gehn, von dem du meinſt, daß er gut ſei. Niemand iſt gut, als Gott. Darum bittet dich das Wort Gottes: Er ſei dein Herr! Der Heilige ſei dein König! Jeſus ſei dein Wirt! Auf ſeinem Hof diene! . . . Ich glaube, daß Jeſus Chriſtus ſei mein Herr, und daß ich alſo ihm zu dienen habe, hier zeitlich und nicht ohne Mühe, dort ewiglich. Ich diene! Amen.

Von der köſtlichen Perle.

9. Sonnt. n. Trinit. — Evang. nach Matth. 13, 45—46.

Der Herr war einmal zu Gaſt bei einem vornehmen Manne. Wie es ſeine Weiſe war, da er wußte, daß er nicht viel Zeit hatte und hatte doch viel fertig zu bringen, redete er bei Tiſche über ſeine Sache. Seine Sache war, das Reich Gottes zu gründen. Ein mächtiges Reich, das ſollte über die ganze Erde gehn, ſoweit die Wolken ziehn und die goldnen Sterne wandern. Es ſollte ein Reich der Reinheit, der Liebe, der Treue ſein und ſollte hier in den Häuſern der Menſchen wohnen und dort oben bei Gott.

Als er nun ſo bei Tiſche von dieſem Himmelreich redete — in der Weiſe, wie er zu ſprechen pflegte: mit goldnen

Worten, mit weicher Stimme, mit erschütterndem Ausdruck — von der Wiederkehr des Kindes ins Vaterhaus und von der übergroßen Freude, die der hat, der mit Gott seinen Frieden machte — wie er das sagte, da „funkelten im Grund seiner Augen die Zinnen der ewigen Stadt", — da sprang am Ende des Tisches ein Gast auf und rief mit leuchtenden Augen über den Tisch: „Selig ist, wer das Brot des Herrn ißt im Reiche Gottes."

Der Herr hat einmal gesagt, wozu er gekommen sei: „Ich bin gekommen," sagte er, „ein Feuer anzuzünden, wie wollte ich, es brennte schon." Dort, am andern Ende des Tisches, da hatte das Feuer eingeschlagen und brannte schon. Das Himmelreich ist nach diesem Wort etwas Brennendes; es ist Begeisterung für Gott und Jesu Christ. Es ist ein Hintreten vor den Herrn und Sagen: „Du hast mir die Seele erschüttert; sage mir, was ich für dich thun soll."

Immer wieder redet der Herr vom Himmelreich, drei Jahre lang. Dazu war er gekommen: zum Himmel alle Menschen zu laden, auch dich. Wie ein Lehrer seine Anschauungsbilder herholt und vor die Kinder stellt, daß sie es mit Augen sehen und mit Händen greifen, so holte der Herr seine Bilder vom Himmelreich aus Feld und Wald und vom sandigen Meerstrand und aus der Tiefe des Meeres; er holte sie von der Erde und vom Himmel, aus Arbeiterhäusern und Königsschlössern.

Dasjenige Bild, das er aus der Tiefe des Meeres holte, will ich euch zeigen. Ich nehme es aus dem Matthäusevangelium.

Evang. nach Matth. 13, 45—46.

Ich sage: Du und das Himmelreich.

I. Es war ein Kaufmann, der gute Perlen suchte. Der Kaufmann bist du.

II. Der fand eine köstliche Perle. Die köstliche Perle ist das Himmelreich.

III. Und ging hin und verkaufte Alles, was er hatte, und kaufte die Perle. Das ſollſt du auch thun.

I.

Es war ein Handelsmann, der beſuchte alle Fiſcherdörfer in Galiläa am ganzen Meeresſtrand entlang und ging zu allen Perlenfiſchern und ſuchte gute Perlen. Ich habe dir vom Herrn zu ſagen: der Handelsmann biſt du.

Du, ein Handelsmann, du willſt es nicht ſein. Du biſt ein angeſeſſener, thätiger Mann, du haſt deinen Spaten oder dein Land oder dein Amt. Wenn der Handelsmann in ſommerlicher Hitze oder durch winterlichen Schnee in dein Haus kommt, ſeine Waren anbietend, die er auf dem Rücken trägt, ſo haſt du das Bewußtſein, mehr zu ſein als er. Es liegt mir fern, dich andern Sinns zu machen: du biſt in der That mehr. Seßhaft Volk baut ſtarke Häuſer, ſeßhaft Volk pflügt tiefe Furchen, ſeßhaft Volk ſpringt mit finſtern Augen gegen den Erbfeind.

Aber du biſt doch der Handelsmann.

Ich will nicht lange von irdiſchen Dingen reden, obgleich ich dir ſagen könnte, daß, wenn der Handelsmann zu dir ins Haus kommt, und du mit ihm handelſt, du auch ein Handelsmann biſt und du, Schweſter, eine Handelsfrau. Der Landmann geht zu Markt, und es iſt ein bedenklicher Schade, wenn er in dem Ruf ſteht, nicht handeln zu können. Die Frau des Arbeiters geht in die Stadt, und es iſt der Vorteil ihres Haushalts, ihrer Kinder, wenn ſie zu handeln verſteht. Wir ſind alle Handelsleute, und ich weiß nicht, daß uns irgendwo in Gottes Wort verboten iſt, kluge Leute zu ſein, kluge Handelsleute. — Es wird uns die Zeitung ins Haus gebracht. Die Zeitung iſt ein Handelsmann. Was deine Zeitung dir erzählt, das wird dir angeboten als eine Ware, entweder du käufſt ſie, d. h. du glaubſt, was ſie ſagt, oder du ſchüttelſt den Kopf und wehrſt ab. Ich glaube, meine

Zuhörer: da, auf diesem Gebiet, machen viele von uns manchen trostlosen Handel. Man versucht da, viel falsche Ware oder Handel an uns zu bringen. Es ist aber traurig, wenn man jahrelang etwas einhandelte und nachher, wenn das Haar schon grau ist, erkennt, daß man immer mit einem schlechten Manne handelte. Wir müssen unsere Augen selbst öffnen. Wir müssen die Waren prüfen und uns nichts aufschwatzen lassen. Haben wir nicht auch helle Augen? Sind wir nicht Kinder des Volksstamms, der sich einst in ruhmreicher Vergangenheit selbst regierte?

Wir gleichen dem Handelsmann im Evangelium auf ein Haar. Der ging zu allen Perlenfischern und sah in alle Beutel und in alle Kästen, die sie ihm darboten, und suchte gute Perlen. Es steht nicht da, ob er Perlen kaufte. Er wird zuweilen gekauft haben und hatte schon viele gute Perlen in seiner Tasche.

Ich glaube, meine Zuhörer, es ist nicht ein einziger unter uns, der nicht schöne Perlen suchte. Schon da wir Kinder waren und im Sande spielten, suchten wir kleine Steine. Unsern Augen waren es Perlen. Als wir dann junge Leute waren, was haben wir da für Pläne gehabt! Weißt du noch, was du werden wolltest, was du ausführen wolltest? Fast mußt du heute darüber lachen. Du sagst mitleidig: das waren Luftschlösser, die sind ohne Krachen heruntergefallen. Nun, ich sage: das waren schöne Perlen, und es ist schade, daß wir sie nachher im Leben nicht gefunden haben, obwohl sie so deutlich vor uns lagen und glänzten.

Du würdest aber unwahr sein, wenn du sagtest: du hättest jetzt abgelegt, was kindisch ist, und suchtest nun nimmermehr schöne Perlen. Der Mensch sucht Perlen, so lange er lebt. Selbst der Blinde tastet nach vorn. Der Todkranke hofft in der letzten Stunde. Selbst der Verbrecher, zeitlebens im Zuchthaus, der hofft, der sucht. Und du solltest nicht suchen, sitzest gesund im Gotteshaus? Ich sehe nicht in deine Seele;

aber ich weiß doch: daß du an Landerwerb denkst, du willst drei Fach anbauen, du denkst an die Zukunft der Kinder, du an Hochzeit im Hause, du an Frieden im Hause, du an einen stillen Winkel am Ofen, wenn du grau geworden bist. Wir alle suchen schöne Perlen, und vor den Augen eines Jeden von uns schimmert und glänzt es . . vorne, auf dem Weg, zwingt unsern Blick, macht unsere Augen leuchtend, macht müde Füße frisch, stürzt junge Leute ins Leben, starke Leute in Arbeit, alte Leute in Thorheit: ein Schimmer von schönen Perlen. „Es war ein Kaufmann, der suchte schöne Perlen." Der Kaufmann bist du.

II.

Der fand eine köstliche Perle. Die köstliche Perle ist das Himmelreich.

Der Handelsmann, der da mühselig im Sande den Strand entlang ging, hatte seit Jahren einen stillen, geheimen Gedanken. Wenn er so am Gestade dahinging, und die Sonne stand überm Mittelmeer, und wie weiße Seevögel standen die breiten, lateinischen Segel am Horizont, dann sah er in der Ferne einen glänzenden Traum, diesen: Er könnte einmal in seinem Geschäft einen tüchtigen Zug thun. Er hoffte, einmal einen außerordentlichen Handel zu machen, einen, der ihn an einem Tage königlich reich machte. Er hoffte, eine köstliche, wunderbare Perle von fabelhaftem Wert zu bekommen . . und sieh, eines Tages — er war den ganzen Tag seiner Arbeit nachgelaufen — wie er so ging, da stand dicht am Strand des ewigen Meeres, fast im Wasser, ein Mann, ein schlichter Mann im braunen Fischerrock, ein Perlenfischer. Der Handelsmann sah ihn an, ob er wohl Perlen hätte. Da griff der Mann mit rascher Hand in seinen Rock und zeigte dem Kaufmann eine Perle . . eine Perle, wie er sie noch nie so schön gesehn hatte, eine Perle, so rein wie Gottesauge, so hell wie Sonnenauge, so süß wie Mutterauge. Da schüttelte es den

Kaufmann durch alle Glieder, und der Schweiß trat ihm auf die Stirn.

Du bist der Kaufmann. Du gehst am Strand der Ewigkeit. Du hast auch einen geheimen, stillen Traum, einen Traum von Frieden und wunderbarem Glück. Glaube nicht, daß du zufrieden sein wirst, wenn du gute Perlen findest, als da sind: Auskömmlich Brot, gute Kinder, treue Nachbarn, graues Haar in Ehren. Du freust dich wohl der guten Perlen; aber du hörst nie auf, so dahin gehend im Traum zu denken und zu grübeln von der einen köstlichen Perle. Die Perle ist das Himmelreich.

Dem Perlenfischer im braunen Kleid bist du oft begegnet; er steht am Rand der Zeitlichkeit, fast im ewigen Meer: Christus. Er steht da immer und wartet, und alle Menschen ziehn vorüber; denn wir wohnen ja alle am Strand, dicht am ewigen Meer. Und wenn einige herantreten und fragen ihn nach guten Perlen: jedesmal, treu und eifrig, tritt er heran und zeigt dem Fragenden eine Perle: eine Perle: rein wie Gottesauge, hell wie Sonnenauge, süß wie Mutterauge. Die Perle ist das Himmelreich.

Der Handelsmann im Gleichnis sah sogleich: „Solch eine Perle haben meine Augen nie gesehn". Er faßte sie an und hielt sie gegen das Licht, ob sie auch echt sei. Das mußt du auch thun. Du darfst wohl Vertrauen zu Menschen haben; aber du darfst nicht auf Menschen schwören. Du mußt selbst die Augen öffnen. Selbst ist der Mann; das gilt nicht nur vom irdischen Fortkommen. Du mußt die Perle gegen das Licht der Erkenntnis halten; denn die Erkenntnis, den Verstand, hat Gott dir gegeben. Und mußt auch dein Herz fragen, ob es der Perle entgegenjauchzt. Du darfst sie genau untersuchen, kehren und wenden; nur eins ist dir verboten: du darfst sie nicht vor die Säue werfen. Und wenn du dir nun die Mühe gemacht hast, hast Verstand und Herz gefragt: dann wirst du sehen, daß die köstliche Perle echt ist

und vom reinſten Glanz. Die köſtliche Perle iſt das Himmelreich.

Es war eine köſtliche Perle, überſetzt Luther. Es war etwas wunderbar Schönes, wie ſie ſo in der Hand lag. Die Sonnenſtrahlen lachten in ihr. Es war eine Perle ſo bezaubernd ſchön, wert, im Diadem der reinſten und ſchönſten Königin zu glänzen. — Wie iſt es doch möglich, daß Leute ſagen, das Chriſtentum ſei etwas Finſteres, und Jeſus Chriſtus ſei ſchwermütig, und wer nach dem Reiche Gottes ziele, der werde menſchenſcheu? Das Himmelreich iſt gleich einer köſtlichen Perle. Es iſt etwas Leuchtendes; es iſt das Schönſte auf der ganzen Welt. Es macht unſere Wangen brennend; es wirft Sonnenfeuer vor uns auf den Weg. Es macht uns voll von Gott. Das Himmelreich iſt gleich einer köſtlichen Perle.

Es ſteht da eigentlich nicht: „eine köſtliche Perle“. Die Überſetzung iſt zu loſe. Es ſteht da beſtimmter, ſtärker: Da fand er „eine einzig eine, ſehr teure Perle.“ — Mein Chriſt, du mußt das ſelber wiſſen. Du haſt ſchon allerlei Perlen gefunden, einen Kameraden und gute Kinder und ein Haus und Frieden im Haus, einen Beruf und Freude im Beruf, eine Heimat und ein ſtarkes Vaterland: viele gute Perlen .... aber ich weiß nicht, ob du die einzig eine, ſehr teure Perle haſt, von dem Herrn Jeſus Chriſt: Das Himmelreich.

Halte du nur ja deine guten Perlen feſt in der Hand, halte ſie in Ehren: deine Kinder, deinen Lebensgefährten, dein Amt, deinen Spaten — aber ich wollte gerne, daß du einen tüchtigen Zug thäteſt, daß du ein großes Geſchäft machteſt. Ich wollte gern, daß du zu Jeſus Chriſt heranträteſt, der am Rand der Ewigkeit ſteht und ruft: „Kommt her zu mir“, und du gingſt hin, und er gäbe dir in deine Hand die einzig eine, ſehr teure Perle.

Sieh, ich will es dir noch einmal ſagen: Die Perlen, die du haſt, ſind gut. Halte ſie feſt! Halte ſie feſt! Halte nur

. . sie fallen dir doch aus der Hand und fallen das Ufer hinunter ins ewige Meer. Das weißt du auch. Und wenn sie dir alle der Reihe nach aus der Hand geglitten sind, und du bist ganz arm geworden, dann steht da links deine Sünde, rechts der Tod und vor dir das ewige Meer . . wer soll deine Seele nun lösen vom Schrecklichen? Wenn du dann aber deine Hand öffnen könntest und da läge darin — o du Glücklicher . . eine einzig eine, sehr kostbare Perle?

Aber ich will nicht reden vom letzten schwarzen Tag, damit du nicht zu Hause bei dir selbst denkst: Er wollte uns bange machen, wie man Kinder bange macht. Die Perle glänzt nicht allein an deinem Todestag. Wie leuchtet sie abends am Tisch, trauter als Lampenschein: denn Christen sind freundlich unter einander. Wie leuchtet sie bei der mühseligen Arbeit: denn dem Christen ist Arbeit Gottesdienst. — Wie leuchtet sie in Zeiten der Sorge und Not: Wir haben einen Herrn, auf den wir Häuser bauen. — Du kennst wohl das Lied, das so anfängt: „Es glänzet der Christen inwendiges Leben." Der Glanz, der kommt von der einzig einen, sehr kostbaren Perle.

Was soll ich mehr sagen? Noch steht Jesus am Ufer, an dem du noch wandelst, voll Liebe und Treue und hat in seiner Hand diese Perle und hat in seiner Hand das Himmelreich.

III.

Und er ging hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte die Perle: Ich sage: das sollst du auch thun.

Den Kaufmann überlief es heiß, als er in der Hand des Fischers die Perle sah. Er wußte, daß man eine solche Perle nicht umsonst hat. Umsonst ist nur der Tod. Es fiel ihm mit Angst auf die Seele: „Wirst du sie kaufen können?" Und der andre nannte den Preis. Da ging der Kaufmann fort und kam in sein Haus und sammelte all sein Geld und

durchsuchte die Schränke und verkaufte sein Haus und die Schränke und alte Silberstücke und legte die Finger an die Schläfen und sann nach und verkaufte das letzte, was er noch fand, und am andern Tag kam er zu dem Manne am Strand und kaufte die Perle und ging' davon, königlich reich.

Der Kaufmann wollte die Perle kaufen, da gab er all sein irdisch Gut hin. Du willst das Himmelreich kaufen, so mußt du all dein leiblich und geistlich Gut hingeben. Sag' nicht, daß du nichts hättest. Du hast sehr viel. Du mußt das alles dem lieben Gott geben, daß er dir dafür die Perle gebe. Hast du einen eignen Tisch? Ist noch Platz am Tisch oder bleibt etwas übrig? Sei freundlich und herberge gern! Hast du ein Herz? Sieh, bei deinem Nachbar ist Krankheit oder Kränklichkeit der Kinder, oder Sorge steht bis Mitternacht an seinem Bett. Auf, geh zu deinem Nachbar! — Hast du Kinder? Bring' sie dem lieben Gott. Sorge, daß sie ihn fürchten und lieben. Hast du noch in irgend welchem Winkel deines Herzens Liebe zum Reinen und Guten, sieh, das hat Wert. Ist da noch im Grund deiner Seele alte Heilandserinnerung aus der Schulzeit? Sieh, das sind alte Erbstücke, alte feine Silbersachen. Mach' sie rein von dem Staub langer gottloser Tage und vom Schmutz unreiner Gedanken und bring sie dem Herrn. — Alles, was du an Glauben und Liebe und Hoffnung noch hast, das mußt du auf einen Haufen legen. Du mußt Menschen um Darlehn und Bürgschaft angehn: Betet für mich; und am Ende, wenn du an den Zahltisch des Herrn, des Perlenfischers, herantrittst, an seinen Abendmahlstisch, mußt du ihn bitten, daß er dir einiges ablasse: „Ich kann nicht alles bezahlen." Hast du also die Finger an die Schläfen gelegt, wie der Kaufmann that, und hast alles zusammengerafft, dann kannst du das Himmelreich kaufen, die einzig eine, sehr kostbare Perle.

Es ist ein wunderbarer Gedanke: Man kann das Himmelreich kaufen. Es steht hier deutlich: „Ging hin und ver-

kaufte alles, was er hatte, und kaufte die Perle." Ich weiß wohl, daß Paulus gesagt hat: „So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern allein an Gottes Erbarmen". Pauli Wort in Ehren. Aber lieb ist mir das Wort vom Herrn selbst, nämlich das erste: So jemand will des Willen thun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott ist, oder ob ich sie von mir selbst habe." Und dies andre Wort: „Und ging hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte die Perle." Und das sollst du auch thun. Amen.

Von Liebe und Gnade.

11. Sonntag n. Trinit. — Evang. nach Luk. 7, 36—50.

Liebe Christen! Das zu besprechende Evangelium zeigt uns in einem bunten, starken Bilde den Inhalt des ganzen Christentums. Da ist es mir nicht möglich gewesen, so zu kürzen, so zusammen zu arbeiten, daß Zeit übrig blieb, eine ausführliche Einleitung zu unserer Betrachtung zu geben. Was hat die Einleitung für einen Zweck? Sie soll Herz und Sinnen von Kleinigkeiten ab auf das einzig Eine hinlenken, was zu unserm Frieden dient. So möge als Einleitung heute dies kurze Gebet dienen: „Daß der Vater im Himmel uns jetzt beistehe, daß wir seine Worte wohl zu Herzen nehmen und daraus eine Kraft gewinnen, ihm zum Wohlgefallen zu leben". Amen.

Evang. nach Luk. 7, 36—50.

Von Liebe und Gnade. I. Wo keine Liebe, da keine Gnade.
II. Wo Liebe, da Gnade.

I.

In jenen sonnigen Tagen, da unser Heiland durch die Dörfer in Galiläa zog und sein Ruf um ihn herflog wie die weißen Möven um den Pflüger, da kam er in eine Stadt, da wohnte ein reicher, frommer Mann. Dieser Mann hatte die Gewohnheit, die reiche Leute noch jetzt zuweilen haben, daß er, wenn eine Berühmtheit durch die Stadt kam, sie einlud, bei ihm einzukehren und zu Mittag zu essen.

Hörte also der Mann von den Kindern auf der Straße: „Der große Prophet Jesus kommt. Er ist schon am Thor". Der reiche Mann zuckt die Schultern: „Jesus? der Freund der Armen? der Ungelehrte? der Zimmermannssohn?" Aber da kommt der Zug um die Wendung der Straße. Da sieht er Jesus . . um ihn begeisterte Jüngergesichter, auch Frauen, die ihn begleiten, und die ganze Straße dicht gedrängt voll von Menschen, viele mit bestäubten Kleidern, die waren schon meilenweit mit ihm gegangen, weil sie nicht von ihm fortkonnten. Sowie ein Kind nicht von seiner Mutter weg kann. So wie ein Lamm nicht von seiner Mutter lassen kann. — Der Pharisäer sieht das und redet mit seiner Frau: „Sieh, diese Menge! Was meinst du?" . . „Lad' ihn ein, Simon! Lad ihn ein! Es werden Hunderte vor unserer Thür stehn". Da geht Simon mit all der Würde, die ehrbares Leben, viel Geld und Hochmut oberflächlichen Menschen zu geben pflegt, die Stufen vor seinem Hause herunter: „Rabbi", sagte er herablassend, „sei mein Gast".

Liebe Christen! Als nun unser Heiland in der That in das Haus dieses Mannes ging und dort zu Tisch saß, war Gefahr vorhanden, daß weder er, Simon, noch seine Frau, noch seine Kinder, irgend einen Segen davon hatten. — Man sollte denken, wenn der Heiland so in ein Haus tritt und bleibt da stundenlang in freundlicher Unterhaltung, daß solch ein Aufenthalt eine Frucht brächte. Zu dir habe ich das gute Zutrauen, wenn der Herr heut Mittag zu dir käme, daß du

einen Gewinn davon hättest. Gewiß würdet ihr, du und deine Frau, noch wochenlang nachher freundlicher, hilfreicher mit einander sein. Sicher würdet ihr abends das Vaterunser nicht vergessen. Ja, ich glaube fast: Wenn der Herr so vertraulich bei euch säße und alles mit euch beredete, während seine tiefen Augen flammend in die euren zielten: ich glaube, sage ich, ich habe das Zutrauen zu euch, ihr würdet eurem ganzen Leben eine ernstere Richtung geben; ihr würdet versuchen, mit heißem Bemühen in täglicher Arbeit, in treuer Hausstandsführung, in täglichem Beten, in hilfreichem Herzen, mit Kirchgang und Abendmahl die köstliche Perle zu behalten, davon der Herr spricht: das Himmelreich.

Aber der Pharisäer . . . der hätte bald gar keinen Segen von dem Besuch des Herrn gehabt.

Wenn ein Mensch in einem Lande reist, das er nicht kennt, und es begegnet ihm etwa ein Einheimischer, und der Reisende wäre hochmütig, verschlossen, schweigsam, so würde der Einheimische auch still und zurückhaltend sein. Wenn aber der Fremde treuherzig, freundlich und mitteilsam wäre, so würde der Einheimische sich auch ermuntern, und er würde den Fremden an Orte und auf Wege führen, wo er das fremde Land in seiner ganzen Herrlichkeit sehen würde. Der wandert, sei freundlich! . . . Der Pharisäer war verirrt im fremden Land. Er wußte nicht, wohin er ging, nämlich, wohin wir alle gehn: vor Gott unser ganzes Leben zu verantworten. Da traf er nun den Herrn. Er saß wohl eine Stunde lang ihm gegenüber am Tisch. Keiner war reiner, lieber und liebenswürdiger auf der ganzen Welt bis auf den heutigen Tag, als der ihm gegenüber saß. Keiner war mehr ein Bild des heiligen Gottes, als der, in dessen Augen er sah. Keiner auf der ganzen Welt hätte ihm genauer sagen können, wo die Wege, Klampen und Steige durch diese Welt in die ewige Heimat gehn: aber er, Simon, blieb kalt und hochmütig. Er saß da wie ein Stück Holz, steif und kühl bis ans Herz hinan.

Was soll ich sagen? Es waren keine Berührungspunkte da. Sie konnten zu einander nicht kommen. Auf der einen Seite des Tisches saß das Erbarmen, die Reinheit, brennende Liebe aus tiefen Augen. Auf der andern Seite saß die Liebloſigkeit, die Dickfelligkeit, der Dummſtolz, die geiſtige Trägheit. Augen und Worte des Herrn glitten herunter an dem Mann, wie Waſſer am Fenſter. Und ich denke mir, daß er am andern Tag wieder an der Hausthür geſtanden und auf eine neue Berühmtheit gewartet hat.

Liebe Chriſten! Ein Prediger dieſer Landſchaft ſollte einmal einem alten Mann ſeiner Gemeinde die Grabrede halten und klagte mir, daß er über den Mann nichts weiter zu ſagen wüßte, als daß er ſich für reich und ſtark gehalten hätte. „Reich und ſtark", das wäre ſo der Wahlſpruch ſeines ganzen Lebens geweſen. Meine Chriſten! Wir haben in unſern Gemeinden nichts mehr zu beklagen, als daß ſo viele im Angeſicht des Heilands reich und ſtark bleiben. Sie ſind in ſeinem Namen getauft und fragen nicht nach ihm. Sie haben ihn in der Schule in all ſeiner Freundlichkeit kennen gelernt, die er in Galiläa hatte, und kümmern ſich nicht um ihn. Sie fühlen deutlich, daß das Leben ohne die Hilfe und den Troſt ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Lehren inhaltsarm iſt und machen doch nicht ihren Frieden mit ihm. Sie kommen ins Gotteshaus und hören von ihm wie von einem Fremden. Sie ſind reich an ehrbarem Leben, reich an praktiſcher Lebenserfahrung, reich vielleicht auch an täglichem Brot, vielleicht an Sorge um das tägliche Brot, ſie ſind ſtark an Geſundheit. Wann werden ſie ſterben? . . . Darum ſtehn ſie ihm gegenüber wie weiland Simon dem Herrn. Ich ſage euch: es iſt ganz gewiß nicht zu erklären, es ſei denn aus einer Gleichgültigkeit, die an Tod grenzt, oder aus einem Hochmut, der an Wahnſinn reicht, daß ſie ſo gleichgültig, ſo lieblos bleiben: gegenüber dieſer Reinheit, dieſer Liebe, dieſer Treue, mit welcher der Heilige um ihre Seele wirbt, die nicht

ſterben kann. Aber es iſt ſo Thatſache. Es iſt kein Eindruck da, keine Verehrung, keine Liebe, keine Begeiſterung. Der Herr ſagt zu ihnen: Mach' dein Herz weich! Sieh, dort iſt Liebloſigkeit, dort iſt dein Herz hart, dort biſt du launig, dort ſtreitſüchtig — der Herr ſagt zu ihnen: Beſſere dein Leben! Sei barmherzig, mutig und ſorgenlos und reinlich — der Herr ſagt zu ihnen: „Ich will mit einem jeden von euch reden nach eurem Tod" —. Ja, der Herr legt ſich aufs Bitten, wegen der Todesangſt um unſere Seelen: „Vergeßt mich nicht ganz", ſagt er: „feiert das Abendmahl zu meinem Gedächtnis". Zuletzt, als er weiter nichts hat, giebt er ſein junges, reines Leben hin: Er wollte uns ſo ſehr gerne helfen. Das alles ſagt und thut der Herr. O, wir wiſſen wohl, daß er das ſagt und thut! Wir kennen ihn genau: aber ſind wir alle rein, freundlich, hilfreich, friedlich, fleißig? Ja, erfüllen wir auch nur alle des Sterbenden armſelige Bitte: Das thut zu meinem Gedächtnis? — Daß uns Simons jammervolles Los nicht treffe! Sitzen hier ſo oft im Gotteshaus und ſollten keinen Segen davon haben? kennen ſo manche ſeiner guten Worte und ſollten gleichgültig bleiben und dumm und ſtolz und ſagen: „Wir brauchen dich nicht"? Wir ſollten Jeſus nicht brauchen? Wir ſollten nicht ſeine Liebe ſuchen und ſeinen Segen in unſer Haus ziehen?

Seht, ich will es euch beweiſen, daß wir ihn brauchen. Sagt man von einigen jungen Leuten in unſerer Gemeinde, daß ſie den Eltern nicht die Ehre geben, die den Eltern von Gott- und Rechtswegen gebührt? Sind da ſonſt Sünden in der Jugend? Die jungen Leute ſollen in die Kirche kommen und Jeſus kennen lernen: dann werden ſie anders ſein. — Sagt man nicht von einigen Männern, daß ſie nicht für ihr Land ſorgen, daß es rein und fruchtbar iſt, nicht für ihren Spaten, daß er blank iſt, von einigen Frauen, daß ſie ihren Hausſtand oder ihre Kinder vernachläſſigen? Haben wir es nicht in der Gemeinde vor Augen gehabt, wohin üppiges und

faules Leben führt? Ich sage: sie sollen in die Kirche kommen und Jesus kennen lernen, und sie werden anders werden. — Sagt man nicht von einigen alten Leuten in der Gemeinde daß sie wegen ihrer sittlichen Gebrechen oder ihrer Wunderlichkeiten eine Last für ihre Familien sind? Ich sage, wären sie in die Kirche und zu Jesus gekommen: dann trügen sie ihr graues Haar jetzt in Ehren. — Wer will behaupten, wir brauchten Jesus nicht?

Aber nun haben sie Jesus nicht lieb, obgleich man nicht verstehn kann, wie es möglich ist. Er ist ihnen gleichgültig. — Jesus? Sie heben kaum den Kopf. — Jesus? sie graben weiter, sie sorgen weiter, sie trinken weiter, sie faulen weiter. Sie gehn in diesem Winter wieder in Gesellschaften; aber sie gehn nicht zu Jesus. Sie begeistern sich für allerlei Firlefanz, aber nicht für Jesus. Das feine, stolze, himmlische Menschenherz! So machen sie keine Fortschritte im Guten; im Gegenteil: sie kommen zurück. Ihr Charakter steht still und rostet. Sie sind wie Simon, obgleich sie viel mehr vom Herrn wissen als Simon. Sie haben keinen Segen vom Herrn, wie Simon keinen Segen hatte. Wo keine Liebe ist, da ist keine Gnade.

II.

Nun, seht ein ander Bild! Hebt eure Augen und seht, was ich zu zeigen habe!

Simon saß also dem Herrn gegenüber mit diesem Gesicht, reich, breit, erhaben und gleichgültig. Da entsteht an der Thür ein Gedränge. Dann wird es still. Ein armes, verlorenes Mädchen aus dem Volke der Stadt liegt zu Jesu Füßen. Man hört im ganzen Saal nichts als ihr bitterliches Weinen.

Sie führte kein gutes Leben. Wer sie in das Leben hineingeworfen, weiß ich nicht. Wars ein schlechter Mensch

gewesen oder die bitterböse Armut oder ihr unruhig Blut: Es pflegt alles zusammenzukommen. Aber das weiß ich: es sträubte sich etwas in ihr gegen dies Leben. Es war noch eine Stelle in ihrer Seele, die nach reinem Leben schrie. Es gab Stunden, wo sie plötzlich aufweinte, wo sich etwas in ihr aufbäumte wie vor einem Schrecken. — Das Mädchen hatte gehört, daß Jesus in der Stadt war. Von Jesus erzählte man damals zwei Wunderdinge, nämlich, daß er ganz rein war, ohne irgend eine Sünde, so rein wie ein frisches neues Taufkleid. Man sagte zum zweiten von ihm, daß er, obwohl rein, dennoch sehr freundlich und immer hilfreich wäre. Da kam das Mädchen in seiner Gewissensangst auf den Gedanken, hinzugehn. — Meine Christen, so wie es den Mörder, wie man sagt, an die Stelle zurückzieht, wo er die That beging, sowie der Hungrige zu seiner Qual ans Ladenfenster tritt, sowie das verlorene Kind vom Hügel aus nach Mutters Hause sieht: so kam dies verlorene Kind zu Jesus. Reue, Hunger und Liebe trieb es. Sie war da angelangt, wo es von dem verlornen Sohn heißt: „und er begehrte sich zu sättigen“ . . . . nnd dann: „da schlug er in sich.“

Sie kam. Und sie kannte ihn, am Tisch, gleich, an seinem reinen Antlitz, wie er sie ansah. Heilig und Unheilig standen sich gegenüber — wie es einst sein wird am letzten Tag — und Unheilig brachen die Kniee. Und da sie nicht mit ihm zu reden wagte, fing sie an, Jesu Füße, die noch vom Wege bestaubt waren, zu waschen. Man trug ja damals Sandalen, nicht Schuhe. Mit ihrem Haar trocknete sie sie. Im Saal war es still; man hörte nur ihr Weinen; und alle sahen auf sie, die am Tisch und die an den Fenstern.

Da sah der Herr auf und sah in das Gesicht „reich und stark.“ In diesem Gesicht stand der Spott und stille Verachtung: „Wenn dieser ein Prophet wäre, dann wüßte er, was das für ein Weib ist, die ihn anrührt, daß sie unsauber ist.“ Da blitzten des Herrn Augen, Funken flogen heraus:

„Simon, ich habe dir etwas zu sagen.“ Da wurde es noch stiller.

„Es war ein Geldmann, der hatte zwei Schuldner, kleine Leute. Der eine schuldete 50 Mark, der andre 500 Mark, konnten beide nicht bezahlen. Da sagte er zu ihnen: „Laßt nur, ich weiß, es wird euch schwer. Ich habe einen Strich darüber gemacht!“ Was meinst du, wer von den Beiden wird den Wechsler am meisten lieb haben?“ Simon sagte, Behagen im ganzen Gesicht: „Der, dem er am meisten geschenkt hat, der mit den 500 Mark.“ Da der Herr, mit der Hand auf das Mädchen zu seinen Füßen deutend: „Siehst du, Simon, du weißt, was in ganz Israel Brauch ist, daß man seinem Gast die Füße waschen läßt und ihm einen Kuß zum Willkommen giebt; aber du hast das ja nicht nötig. Du bist ja reich und stark, ehrbar und von guter Gesundheit. Du bist Menschen und Gott nichts schuldig, kein einzig bischen Liebe. Du bist niemand 50 Mark schuldig. Ihr habt nichts mit einander gemein: Du brauchst Gott nicht; Er aber, der Herr der Schöpfung, der Herr, der die endlose Milchstraße mit Welten gebrückt hat, braucht dich auch nicht. Für dich ist kein Heiland geboren; an dir ist er vorübergegangen; für dich ist er nicht gestorben. Es ist eine Kluft dazwischen, und die Brücke fehlt: die Liebe. — Aber sieh hier die Sünderin! Eine große Sünderin! Das sechste Gebot unter ihren Füßen! 500 Mark ist sie dem Herrn schuldig, die kann sie nicht bezahlen, und wird sie neunzig Jahre alt. Und sie weiß das. Aber, sieh, Simon, sie liegt hier vor mir. Sie kommt und bittet um Hilfe. Sie kommt, Simon! Sie rührt einen Finger wegen ihrer Not! Sie sitzt nicht da, gleichgültig und dumm wie du, Simon! Darum, weil sie bittet und liebt, ist ihr alle Sünde vergeben. Weggenommen ist die Sünde! „Geh' hin in Frieden!“ sagte er herzlich, „dein Lieben und Bitten rettete dich.“ — Da verließ sie den Saal, eine andre geworden .. der Sünde los, heiße Dankbarkeit in ihrem Herzen. Man

ſagt, daß ſie eine von jenen Frauen geworden iſt, die auf ſchweren Erdenwegen dem Herrn beiſtanden.

Liebe Chriſten! Ihr ſeht, worauf es ankommt! Was des Chriſtentums Kern iſt, ſeht ihr deutlich! Alle katholiſchen Heiligen, Meſſen und buntes Weſen bei Seite; alle proteſtantiſchen Formeln, Dogmen und trocknen Spitzfindigkeiten bei Seite geſchoben: hier iſt des Chriſtentums eine große Offenbarung und Lehre: Komm', Menſchenherz, in Reue und Liebe zu Gott, und deine Sünde iſt dir vergeben. Geh', Menſchenherz, mit dankbarem Herzen von Gott ins Leben hinein und diene ihm in treuer Liebe.

Liebe Chriſten! Gott hat uns einen Geiſt gegeben, der die Eigenart hat, daß er uns für alles, was wir thun und laſſen, verantwortlich macht. Er hat die oft unangenehme Eigenſchaft, das eine gut, das andre böſe zu nennen. Die Tiere werden geſchickt, wohin ſie ſollen; wir gehen, wohin wir wollen. Sollte Gott uns dieſe auszeichnende Gabe gegeben haben mit irgend welcher Abſicht oder um nichts und wieder nichts? damit zu arbeiten oder damit zu ſpielen? Ich ſage, er gab ſie, damit wir Gefühl und Willen mit heißer Liebe zum Guten hinwenden. — Gott ſandte Jeſus in die Welt — war er von Ewigkeit oder nicht; ich ſehe nicht, was das zur Sache thut, — jedenfalls ſtellte Gott dieſe Perſönlichkeit Jeſu vor uns hin: rein, hilfreich, erbarmend über alle Maßen. Jedenfalls ließ Gott zu, daß dieſer Heiligſte und Beſte von der Sünde geknebelt, gekreuzigt, ermordet wurde. Jedenfalls ſagte der Todgeweihte: er ließe ſich für dich quälen und kreuzigen. Er wollte dir damit helfen, ſagte er. Warum nun dies Alles? Hatte Gott eine Abſicht mit dieſem Jeſus? Iſt er eine Sternſchnuppe, die über den Nachthimmel glitt? Oder will er dir etwas in dieſem Jeſus kund und zu wiſſen thun, dir und allen Menſchen bis in die fernſten Zeiten? Ja, dies iſt ſeine Abſicht: daß du, von heißer Sehnſucht nach dem Heiligen ergriffen, zu ihm kommſt und ihn um irgend welche Hilfe bitteſt, in dem, das deine Not iſt.

Liebe Chriſten! Es iſt Gott nicht darum zu thun, daß du dies und das thuſt, etwa, daß du nüchtern ſeiſt oder ehrbar oder keuſch oder hilfreich oder dergleichen. Das würde dir auch nicht gelingen; du würdeſt über dem einen das andre vergeſſen. Es geht über unſere Kräfte, den einzelnen ſittlichen Forderungen nachzulaufen; ſondern es heißt: da ſteht eine Perſönlichkeit! Siehſt du? da ſteht Jeſus. Den hab lieb, dann wirſt du ſchon werden: nüchtern, ehrbar, keuſch, hilfreich und was ſonſt. Vor Jeſus ſtehend lernt man das. Erſt komm' zu ihm! „Kommt her!" ſagte der Herr. Dann geh von ihm ins Leben. Ich ſage dir: das wird ein Leben ſein! Ich ſage dir: Das wird erſt Leben ſein.

Liebe Chriſten! Viele Menſchen ſind in dem Land verirrt, wo die Menſchen unkeuſch, hochmütig, gleichgültig, mutlos ſind. Ich ſage euch: Laßt uns zu dem Meiſter des Lebens gehn: „Herr, zeige uns deine Wege, lehre uns deine Steige!" Er wird Sitten beſſern, Gewohnheiten ändern, Feuer anfachen, Ewiges wecken, Mut machen. Er wird Wege weiſen, Thore aufmachen, Heimat zeigen. Er wird Streitſüchtige friedlich machen, Harte weich, Mutloſe mutig. Das alles thut er an denen, die ſich zutraulich und von Herzen zu ihm wenden. Ihr kennt das Wort, liebe Chriſten: „Gieb mir, mein Sohn, dein Herz," und das andre: „Du ſollſt Gott lieben." — Auf Liebe kommt es dir an im Leben. Was macht ſonſt das Leben lebenswert? Ich weiß ſonſt nichts. Das bischen Sonnenſchein? Unſere Sonne iſt die Liebe. Auf Liebe kommt es auch Gott an. Liebe ihn, bitte ihn um Vergebung deſſen, was bisher geirrt und geſündigt wurde. Du wirſt ſeine Wunder merken, die er an dir und deinem Hauſe und deinem Berufe thun wird.

Dir, Simon, dem Starken und Reichen, iſt er nicht erſchienen. Zur Hilfe Gottes ſagſt du: ich brauch' dich nicht. Zur Barmherzigkeit Gottes: ich mag dich nicht. . . Dir kann

in der That nicht einmal Gott helfen. Gott hilft aber gerne denen, die in ihrer Not zu ihm kommen. Amen.

Die Hochzeit des Königssohns.

20. Sonnt. n. Trinit. — Evang. n. Matth. 22, 1—14.

Wenn die alten Propheten die kommenden Zeiten schildern, da die Menschen reines Herzens sein und mit Gott Frieden gemacht haben werden: Dann reden sie in lieblichen, fröhlichen Worten und wiederum in mächtigen, herrlichen Bildern. Es klingt vom alten Testament zu uns herüber wie leiser, ferner Hochzeitsreigen, wie zitternde Vorfreude gläubiger Kinder in erwartungsvoller Dämmerung, wenn durch die Thürspalte der Tannenbaum blickt. „Dann", sagt der eine, „will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch, und eure Söhne und Töchter sollen weissagen." Der andre bricht in die Worte aus: „Jauchzet, ihr Himmel, freue dich, Erde; denn der Herr hat sein Volk getröstet und erbarmt sich seiner Elenden."

Und als er kam und als er durch Galiläa ging, war er lieb und freundlich. Und als er seine Seele öffnete, zu zeigen, was darin glühte, da war es ein freundlich lichtes Feuer, süße, selige Wahrheit. Und als das Volk, das in jenem wunderbaren „Jahr des Herrn" in Galiläa lebte, aussprechen wollte, was sein Innerstes erschüttert hatte, da sagten sie einer zum andern, seine Worte und Thaten begleitend: „Seht, seht; wie hat er die Leute so lieb."

Was sagen die Menschen? Das Christentum sei etwas Unfreundliches, Düsteres und Mutloses? Ich sage: es ist das Fröhlichste, was man sich denken kann. Es ist ein Evangelium, d. h. eine fröhliche Botschaft. Dunkles giebt es genug in der

Welt. Über der ganzen Welt liegt es wie Dunkel. Das Christentum ist eine mächtige, jubelnde, fröhliche Botschaft. Hell sangen die Engel in der Weihnachtsnacht. Das Evangelium ist fröhlich, sonnig; es ist wie eine Einladung zu einer großen, schönen, fröhlichen Hochzeit. Das hat der Herr selbst gesagt. Ich bitte euch, zu hören, was im Evangelium nach Matth. 22, 1—14 steht.

Text.

Ich spreche von der Hochzeit des Königssohnes:

I. von der Einladung,

II. von den unwürdig Eingeladenen und ihrer verbrannten Stadt,

III. derweil steht das Wort Gottes am Kreuzweg, und die Tische werden alle voll,

IV. von dem Mann, der im Werkelrock zum Feste kam.

I.

„Das Himmelreich ist gleich einem König, der seinem Sohn Hochzeit machte." So beginnt der Herr dies bunte, bilderreiche Gleichnis.

Ein König, reich und mächtig, mit Kellern voll Wein, mit Schränken voll Silber, mit Ställen voll Mastvieh, in einem Hause von Gold und Marmor und mächtig hohen Hallen, Feste zu feiern: der hat einen lieben Sohn, einen einzigen, einen ernsten, edlen, seines Herzens ganze Freude. Er will ihm ein Fest geben, eine Hochzeit, eine hohe Zeit.

Der dort oben ist der König, dem alle Schätze der Welt gehören, alle Weinberge auf ihren Hügeln im Sonnenschein, alle Weizenfelder und Weiden im Tau der Niederungen, alles edle Gestein in den innern Schränken der Erde. — Das Himmelsgewölbe ist seine Königshalle, mit unzähligen, goldenen Nägeln ist die runde Decke geheftet. Und wer weiß, wie viel

er noch hat jenseits der Sterne und Sonnen. Und Jesus ist der Königssohn.

Jesus wanderte durch Galiläa, im Herzen den Himmel, denn im Herzen war Gott. Immer andächtig, in Gott und mit Gott sozusagen atmend und lebend, keine Sünde zwischen ihm und Gott. Daher keine einzige Schuld, daher keine einzige Sorge, die unruhig macht. Daher schlief er so gut, als der Sturm über das galiläische Meer brauste: ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. Daher hatten sie immer satt zu essen und zu trinken: „Habt ihr je Mangel gehabt?“ Sie schüttelten die Köpfe; „Nein Herr, nie keinen.“ Jesus wird dargestellt als der heilige Mensch, als der göttliche Mensch. Es wird wenig davon geredet, daß er der glücklichste Mensch war. Er war ein Königssohn, alle Tage in seines Vaters Haus, in seines Vaters Herrscherglanz, in seines Vaters Macht und Fülle. Sein Zug durch Galiläa war ein Königszug: „Die Blinden werden sehn, die Aussätzigen werden rein, sogar die Toten stehn auf. Den Armen wird die frohe Botschaft gepredigt.“ Es war eine große, wunderbare, eine hohe Zeit, eine Hochzeit. „Das Himmelreich ist gleich einem Könige, der seinem Sohne Hochzeit machte.“

Dennoch kann eine Hochzeit sehr ungemütlich sein. Es kommt auf den an, der einladet und auf sein Haus.

Nun, von dem König, der einlädt, wissen wir wenig. Wir hören im Gewitter seinen Wagen über die Wolken rollen und sehen, wie seine glühende Peitsche durch die Luft schneidet. Wir sehen, wie seine Sonne am Morgen aus dem Thore tritt und wie es von seinen Engeln heißen mag, die über den Sternenhimmel die Wache haben: „und hüteten des Nachts ihre Herden.“ Er giebt uns Saat und Kinder, er giebt uns Ernte und Tod. Das ist alles. Mehr wissen wir nicht von ihm.

Aber wir kennen seinen Sohn, jenen, der seinen Hochzeitszug durch Galiläa machte. Den kennen wir. Ja, wie

genau kennen wir ihn. Wir nennen ihn Jesus, das heißt: Gott hilft. Unser Volk nennt ihn Heliand, Heiland, seit über 1000 Jahren, d. h. den der heil macht, was zerschlagen ist. Wir kennen ihn in seiner Liebe zu den Armen, zu den Aussätzigen, die kein Mensch anrühren mochte. Die Andern warfen sie mit Steinen; er allein half ihnen. Wir kennen ihn in seinem Feuereifer, Seelen aus der Sünde und Sorge zu reißen, in seinem ritterlichen, hohen Mut, mit dem er vor irdischen Narren und Richtern seine Sache verteidigte, einem Mut, der nicht von dieser Welt war. Wir kennen ihn, und doch sehen wir an ihm keine Sünde. Wir verstehn ihn, und doch steht er weit über uns. Wir müssen ihn lieben; aber so, daß wir vor ihm niederfallen. Es ist das Wunderbare an ihm, daß er von allen Menschen, die je über die Erde gingen, beides zugleich ist, von allen der lieblichste und von allen der höchste, von allen der geliebteste und der gefürchtetste. Er war so hoch über uns, er war so weise, er sah uns so ins Herz, daß man sich nicht anders zu helfen wußte, noch weiß, als daß man ihn des Allerhöchsten Sohn nannte, ein Abbild seiner Herrlichkeit; aber er ging nicht über die Erde als ein Mächtiger, als ein Strenger, als ein Richter, sondern wie der erste Frühlingswind durch den Wald geht: Engel als seine Boten, Liebe in seinem Blick, holdselige Worte in seinem Mund: „Kommt her zu mir . . .“

Der ist es, der uns einladet: Kommt zur Hochzeit.

Hier in diesem Gotteshaus kommen wir zusammen, das Evangelium, die frohe Botschaft: „Kommt zur Hochzeit,“ immer wieder zu hören. Das ist der Zweck dieses Gebäudes. Hier wird kein Vortrag gehalten, keine Rede. Hier wird *gepredigt*. Das Wort heißt „preisen“, wie es im Pfingstevangelium steht: „Und wurden Alle voll des heiligen Geistes und fingen an zu predigen.“ Was nützt das Vortragen? das Reden? Keine Seele wird warm dabei. Man bekommt kein Vertrauen. Man wird nicht von Herzen froh. Man kommt nicht in ein ander Geleise. Das ist nicht unsere Sache, über

die gottlose Zeit eine lange Litanei zu klagen. Sondern: das ist der Prediger wunderschöner Beruf: Herolde zu sein, die ihm den Weg bereiten, dem, der lieb ist wie Mutterliebe, rein wie Gott. Ihr, die ihr ins Gotteshaus gekommen seid, glaubensarm oder glaubensreich, mutlos oder übermütig: Das habe ich euch zu sagen: „Kommt zur Hochzeit!"

II.

Aber viele hören darauf nicht. Wir müssen von diesen Leuten reden, von den unwürdig Eingeladenen und von ihrer verbrannten Stadt.

„Sie wollten nicht kommen", heißt es von den ersten. Nein, sie wollten nicht. Es paßte ihnen nicht. Als sie jung waren, konnten sie ohne ihn fertig werden. Als sie mitten im Leben standen, hatten sie keine Zeit, an ihn zu denken. Als sie alt und grau wurden, meinten sie, der Tod wäre noch fern; und erst nach dem Tod sollten sie ja sein Angesicht sehn. Sie sind nicht zur Hochzeit gekommen.

Sie wollten nicht kommen. Sie hatten so wenig Gedanken; sie waren so wenig ernst, sie meinten, das Menschenleben wäre so eine Art Hochzeit. Sie waren auf einer Hochzeit. Was sollten sie auf den hören, der immerzu sagte: „Kommt her zur Hochzeit." Sie standen gebückt bei der Arbeit; sie duckten sich bei jedem Flügelschlag des Schicksals; sie wohnten in einem Sterbehaus: aber sie wußten nicht, wie arm sie waren. Sie meinten, sie wären auf einer Hochzeit.

Sie wollten nicht. Die einen sagten: Wie lange ist es doch her, daß der Zimmermannssohn durch die galiläischen Dörfer ging? Neunzehnhundert Jahre! — Die andern: Es ist ihm schlecht ergangen. Er war sehr arm, und sie haben ihn sehr gequält: Wie kann er die Menschen zur Hochzeit laden? — die dritten sagten: Es ist alles Rederei, das von Glaube, Liebe und Hoffnung und von einem Gottessohn und von der Liebe Gottes. Es ist ein Griff in die Luft.

Man bekommt nichts in die Hand. Es ist nichts Wirkliches, oder es liegt zu fern. . . . Und sie kamen nicht ins Gotteshaus. Und dieweil also das Wort nicht in ihr Herz gesäet wurde, ging es natürlich auch nicht auf. Sie verstockten sich immer mehr. Sie wurden so hart wie ein Feldweg in der Marsch. Es wuchs weder Glaube, noch Liebe, noch Hoffnung, noch Treue, noch Stolz, noch Mut, noch reines Herz.

„Sie verachten das," heißt es von den andern „und gingen hin, der eine zu seinem Acker, der andre zu seiner Hantierung" Landleute sind es, welche die Einladung verachten; Landleute, welche Gott zu Diensten bestellt hat, auszuführen, was er zu Noahs Zeiten versprochen hat: „und schafft, daß stets die Erde verjüngt und fruchtbar werde," Priester, die an seinem Altar arbeiten, täglich vor seinem Angesicht, in seiner Hand Tag und Nacht; ja, wenn die untreu werden, was will man dann sagen, wenn die Handwerker und Arbeiter bei ihrer eifrigen Hantierung und gar die Menschen in den großen Städten, die in dem großen Lärm leben, schwerhörig werden, wenn er ruft: „Kommt zur Hochzeit".

Freilich, daß es von andern heißt: „Etliche griffen seine Knechte, höhnten und töteten sie," das gilt nicht von uns. Das gilt von den Juden, welche gottbegeisterte Menschen, die unter ihnen wohnten, töteten und den Königssohn ans Kreuz schlugen. Das gilt von den Türken und Chinesen, welche, arm an Geist, Mut und Herz, die Hochzeitsboten, die Gott sandte, totschlugen. Über diese heißt es: Und schickte seine Heere aus und brachte diese Mörder um und zündete ihre Stadt an. Wie früher, und auch in unsern Tagen deutlich geworden. Das römische Volk ging unter, und das jüdische ward verstreut, wie Spreu, die der Wind verstreut. Chinas Stadt und Staat ist gründlich zusammengebrannt, und der Türken Haus brennt an allen Ecken. So erfüllt der Herr noch heute seine Verheißung: „er brachte diese Mörder um und zündete ihre Stadt an."

Aber die andern, die nicht zu Mördern wurden, die, von denen es heißt: „Sie wollten nicht kommen“ oder „sie verachteten das“. Er sendet, sage ich, auch gegen diese seine Heere, nämlich Sorge und Krankheit und Kummer an den Kindern und die tägliche, mürbe machende Arbeit und das öde Einerlei des Lebens. Und sie werden von diesem Heer besiegt, werden mißmutige oder sorgenvolle oder unglückliche Menschen, und ihr Haus ist angesteckt, und die Kinder leiden, und die Frau sitzt in Mühe, und der Friede ist dahin. Kennst du Häuser in unserer Gemeinde, um welche es so steht? Der Herr sandte seine Heere gegen sie. Die machten die Menschen unfreundlich und verbissen und rissen den Verstand aus den Köpfen und rissen die Feuer von den Herden, daß die Herzen bitterkalt wurden, darum, daß sie die freundliche Einladung des Königssohns verachteten: „Kommt zur Hochzeit.“

III.

Derweil steht das Wort Gottes am Kreuzweg und ladet ein, und die Tische werden alle voll. Das war das Dritte, wie es nun weiter heißt: „Darum geht hin auf die Kreuzwege und ladet zur Hochzeit, wen ihr findet.“ Und wir können uns das ausmalen, wie der Herr es an einer andern Stelle thut, welch eine bunte Gesellschaft zum Königspalast hinaufzieht und sich in die Halle drängt: Lahme und Gebrechliche, Landstreicher, verhärmte Frauen und Frauen in Sammt und Seide, fahrendes Volk und viele, viele lachende Kinder, deren Augen leuchten. Es ist ein Gegenstand für den größten Maler. Es ist ein köstlich Bild dies „und die Tische wurden alle voll.“

Und ich sage: ein köstlicher Gedanke, zumal in unserer Zeit, in der man soviel von Abfall redet, die so glaubenslos und so liebeleer und so hoffnungsarm sein soll, in dieser Zeit, da man noch immer an dem hohen Narrenturm baut, an der Welt ohne Gott; laß sie bauen, reden, klagen, die einen, daß so wenig Glauben im Land, die andern, daß noch soviel

Glaube da ist; die Knechte des Herrn stehn derweil am Kreuzweg und laden zur Hochzeit, und die Tische werden alle voll.

Die Menschen können nun einmal nicht satt werden von Brot. Es ist eben ein Unterschied zwischen Mensch und Tier. Es ist etwas im Menschen, das über sein Leben und über seine Lebenszeit hinausragt. Etwas, das man mit Brot und Wein nicht satt macht und mit des Totengräbers Spaten nicht unter die Erde bringen kann. Es giebt keinen Menschen, der nicht Glauben hätte. Freilich, es giebt viele Menschen, die einen närrischen Glauben haben. — Alle, die wissen, daß Ewiges in uns ist, und die das Ewige für das Wichtigste an uns und in unserm ganzen Leben halten: wir schließen uns dem Gotteswort an, das an den Kreuzwegen steht.

O, wie viel Gottesfurcht ist noch im Land! Wie liegt es verborgen wie ein fein goldenes Körnlein unter lauter kalter Asche, unter vielem Schutt, den das Leben aufhäufte. Da ist noch ein Vers aus frommer Schulzeit, da noch ein Spruch, den die tote Mutter gern hatte; und zu Weihnacht sitzt noch im Winkel der Seele ein Englein und erzählt mit wunderbaren Augen von der heiligen Nacht. Das alles ist trotz Allem in der Seele geblieben. Das kommt davon, daß unsere Seele von Natur eine Christin ist. Fromm sein ist für sie dasselbe, was für den Baum das Grünen und Blühen ist. Es ist ihre Freude und Wonne.

Freilich, wenn die Kreuze an unserm Weg nicht wären, keine Sorge, keine Sünde, kein Tod; und wenn die Knechte des Herrn nicht am Kreuzweg ständen, als da sind: böses Gewissen, Krankheit und Alter: dann würden wohl wenige auf Gottes Wort und Einladung hören. Aber die Knechte sind da und auch die Kreuze und thun ihre Pflicht; erschrecken, beugen den Rücken, bitten, drohen, ängstigen und machen uns klein . . da hören die Menschen auf und kommen.

Es kommen, die auf dem Lande wohnen, die beim Säen und Ernten den Herrn kennen lernen. Es kommt aus den

Städten der gute, eingesessene Stamm der Bevölkerung, bei denen, bei allem Wandel um sie her, als ein köstlich Kleinod die Gottesfurcht sich vererbte. Es kommen die Seeleute und beugen sich vor dem, dem Wind und Meer gehorchen müssen. Es kommen die Lehrer; denn sie wissen, daß sie ohne den Mann von Galiläa keine Kinderseele befriedigen können. Es kommen aus allen Ständen. Es kommen von den schweren Stunden, die sie hinter sich haben, und von den Kindergräbern und aus ihren einsamen Wohnungen die Frauen. Es kommen in unzähligen Schaaren fröhliche Kinder, singen und sagen von Jesus von Nazareth. Es kommen viele gleichgültig, ohne Nachdenken, ohne innern Zwang und Drang, weil die andern kommen, weil es Sitte ist, weil sie undeutlich fühlen, es ist etwas großes um Jesus. — Diese alle kommen, und die Tische werden alle voll.

Es ist eine bunte Gesellschaft, die christliche Kirche: „Und brachte zusammen, wen sie fanden, böse und gute“: Ein Zuchthäusler, aber es ist ihm ernst mit seinem Glauben; ein Reicher, er macht es so mit, weil der Wind so weht; ein Arbeiter, der trotz Spott bekennt, daß „Jesus Christus sei mein Herr,“ ein Andrer, der feige, der nur zu Ostern und Weihnachten kommt, wie ein Schaf, das nur in der Herde geht. — Wohl, so ist es. Wir Knechte des Herrn predigen, ermahnen, bitten, laden ein, taufen, bringen zur Hochzeit, reichen das Abendmahl, besuchen am letzten Lager . . wen wir finden. Und die Tische werden alle voll. Das Besehn der Gäste ist eines Andern Sache.

IV.

Nun, die Gäste wuschen draußen ihre Füße und Hände und das Gesicht, reinigten und säuberten sich. So traten sie vor den Hofmeister und bekamen dann nach orientalischer Weise jeder ein Festkleid: ein faltenreiches weißes Gewand, über die Kleidung zu legen. So setzten sie sich zu Tische.

Genug: nun war da einer, der war auch auf der Straße gefunden, war auch eingeladen. Der war ein Schmutziger. So wie der verlorene Sohn war, als er wiederkam. So abgerissen und so verlumpt war er, inwendig und auswendig. Aber es genierte ihn nicht, garnicht; er war groß und stolz in seinem Schmutz; er fühlte sich wohl in seiner Verlumptheit. Es giebt ja solche Menschen. Er war auch geistig träge; ob nun der Branntwein oder die Sorgen oder fortwährender roher Umgang oder Trägheit ihn so verdummt hatten: genug, er setzte sich mit schmutzigen Füßen, mit wirrem Haar an den Tisch, ein widerlicher, protziger Gesell. Da . . eine Bewegung von Tisch zu Tisch — da steht der König vor ihm, seine Augen blitzen, klar wie die Sonne, auf den Mann hinunter: „Mein Freund, wie bist du hereingekommen?“

Ich glaube, seine Augen haben von Zorn und Thränen gefunkelt, wie jenes andern Augen, als er in jenen stürmischen Tagen in Jerusalem um seines Volks Liebe vergeblich bettelte. Es jammerte und schrie qualvoll in ihm auf, als er diese Seele sah. Denn die Menschenseele ist ihm so ungeheuer wertvoll, daß er als Kaufpreis für sie Leben und Seligkeit hingab.

Christen! Das Feierkleid, daß wir das nicht vergessen! Was nützt Kirchgang, Singen und Beten? Was nützt ein Christentum der Worte und Gedanken? Ist Jesus Christus in die Welt gekommen, dir einige Gedanken zu machen oder einige Sonntag-Vormittage auszufüllen? Was sollst du wohl beginnen mit Glaube und Liebe und Hoffnung? Soll der Schatz im Acker bleiben und die Perle im Grund des Meeres? Soll sie nicht in deiner Hand glänzen und dich reicher machen, viel reicher als deine Brüder sind, die sie nicht fanden? Soll der gefundene Schatz dein Leben schmücken, es reiner, feiner, fröhlicher, seliger machen? Soll dich dein Christenglaube nicht so reich machen, daß du täglich in feinem, reinen Feierkleid gehen kannst? Wenn unser Christentum nicht Christenleben ist, ist es nichts wert.

Aber: wenn unſer Glaube es wirklich fertig bringt, daß er unſer Herz fröhlicher, unſer Leben reiner, unſere Hände hilfreicher macht: ſo iſt und bleibt unſer Leben doch nicht ganz rein und fein. Und haben wir ein reinlich Kleid, ſo iſt es doch kein hochzeitliches. Es wird nicht würdig ſein jener Stunde, da wir im ſeligen Vaterhauſe uns wiederfinden werden, und deſſen, der hineinging, die Gäſte zu beſehen. Nein, du weißt es gut: es iſt nicht hochzeitlich. Geh' nicht ſo in den Tod! Es geht nicht! Da ſind Flecke, und da ſind Riſſe, und da ſchleppte es, daß es grau iſt von Staub, der aufflog beim Wandern. Es geht nicht ſo. Und wenn es nicht ſo geht, und wenn es ſchrecklich iſt, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen als einer, der Hochmut hat wie ein Narr und Größenwahn wie ein Irrer: dann laßt uns Jeſus bitten, daß er uns aus Gnade ein hochzeitlich Kleid gäbe, wie wir es brauchen werden. . . . Ich ſage: laßt uns, ſo lange wir leben, nach einer reinen Seele und nach einem hilfreichen Herzen ringen. Falls wir es aber nicht erreichen, laßt uns ihn darum bitten, der große Macht hat über des Königs Herz. „Der du ſeit den Tagen von Galiläa eine ſolche Bitte nicht abſchlagen kannſt, gieb uns für jenen Tag ein hochzeitlich Kleid. Amen."

Unſer Erntedank.

Erntepredigt. — Pſalm 118, 28—29.

Unſere Gedanken gehn heute ein Jahr zurück, ein Erntejahr. Ein Jeder denkt dabei an ſeine Ernte, ob er ſie nun ausgeſät hat in die Furchen der Erde oder ob er in der Werkſtatt geſtanden hat, über rauſchender Säge oder klingendem Amboß, oder ob er vergänglichen oder unvergänglichen Samen

in Kinder- und Menschenherzen geworfen. Der Mann, der seine Arbeit that, die Frau, die das Haus zu einer Stätte machte, da sich gut sein ließ, Knecht und Magd, und die Kinder auf den Schulbänken und zwischen den Weizenhocken: sie sind Säeleute gewesen und blicken heute zurück auf ein Erntejahr.

Im vorigen Herbst schoß die Saat auf; aber sie war nicht froh; sie fürchtete den Winter. Und wir fürchteten ihn auch, für uns und für andre. Der Winter kam: da zog sich die Saat zurück und barg das kaltgewordene Herz im warmen Schoß der Mutter Erde, und wir zogen uns auch zurück und bargen uns im Schoß der Familie und hofften auf den Sommer.

Und der Sommer kam: da freuten sich Menschen und Tiere und Pflanzen. Weißt du noch, wie du dich freutest, wenn morgens der Nebel sich hob, die Frühlingssonne überm Geestrand aufstieg? Es war ein frisches Arbeiten im Frühling und Sommer, weißt du es noch? Rasch war das Aufstehen, flink waren die Hände, stark war der Hunger, schön war der Abend und der Sonntag, traumlos der Schlaf.

Der Herbst kam: wir haben geerntet. Wir wollen nicht gleich davon reden, wie viel wir geerntet haben. Es ist nicht fein, nach dem Wert eines Geschenks zu fragen. Wir haben geerntet: ein jeder von uns hat seinen Teil empfangen. Wir sind an Gottes Tafeln satt geworden. Ein ganzes Jahr hat er uns satt gemacht, die wir seine Kostgänger sind. Wir stehen auf vom Tisch! Wohlan, meine Christen, wir stehen auf und sprechen mit einander das Tischgebet: „Lieber Vater im Himmel! Die wir hierher gekommen sind an diesen alten heiligen Ort: an unserm Erntedankfest bringen wir dir Ehre und Lob, daß du das Feld mit seinem Gewächs gesegnet hast und daß du jeder redlichen Arbeit — so viel wir wissen — ihren Lohn gegeben hast, unverkürzt . . hast auch günstige Tage gegeben, Sonnenschein und Regen zu ihren Zeiten, hast

auch Gesundheit um den Herd gegeben, zu betreiben Saat und Ernte. Herr, wir, die wir Alle Knechte sind auf deinem großen Hof, wir freuen uns von Herzen, daß du so gut und freundlich gegen uns gewesen bist. Und, indem wir unsern Blick in die Zukunft richten: wie wir heute gekommen sind, mit Lob und Dank unser Erntefest zu begehen, so laß uns einst auch unter denen sein, die nach gethaner Lebens-Ernte das große Dankfest feiern in deinem Reich. Amen.

Psalm 118, 28—29.

Wir sind zusammen gekommen, für die Ernte zu danken. Wir bekennen: I. Du warst freundlich; du gabst Brot.

II. So danken wir dir, Herre Gott.

I.

Liebe Christen! Wir alle, die hier versammelt sind, und alle die draußen, die Millionen Menschen, welche die Sonne sehen, sie bilden alle mit einander eine einzige, ungeheuer große Tischgenossenschaft. In dieser Beziehung sind alle Menschen einander gleich. Was ist da für ein Unterschied zwischen arm und reich? Ein geringer. Wie der Volksmund ganz richtig sagt: Mehr als sich satt essen kann der Reiche auch nicht. — Im Essen wenig Unterschied! — Aber im Aufstehn vom Essen! Da teilen sich die Menschen in zwei große Hälften: die Einen laufen weg vom Tisch, wie die Tiere vom Trog; die Andern stehn auf vom Tisch, falten die Hände und sprechen: der Herr war freundlich, er gab uns Brot.

Zu diesen letztern gehören wir, sonst wären wir hier nicht hergegangen. Lag es an deinem Pflügen? Ließest du den Weizen wachsen und machtest du seine Preise? Hast du, Hausfrau, das Gedeihen deiner Kinder in deiner Hand? Warst du es, Lehrer, der den Kinderseelen Blüten gab wie jungen Bäumen? Warst du das . . . was wolltest du dann in diesem Hause? In diesem Hause kommen zusammen, die durch Jesum Christum zu dem Glauben kamen, daß der

Himmelsherr ihr Vater sei. Hier sitzen Seite an Seite, die da sagen: An Gottes Segen ist Alles gelegen. Die hier sitzen, die singen: „Dein ist die Kraft, dein ist Himmel und Erde .. an deinen Werken kennt man dich". Die hier sitzen, falten alle die Hände und sagen: der Herr war freundlich, er gab uns Brot.

Ist das traurig? Möchtest du lieber sagen: Ich habe doppelt gepflügt, ich habe für zwei gearbeitet, ich war um vier Uhr auf dem Platz, und ich habe sorgsam die Mahlzeit bereitet? Fürwahr! Ich will die ganze Verantwortung meines Daseins nicht tragen. Ich will wohl arbeiten, ich will wohl sorgen .. aber ich will nicht die letzte Instanz sein, nicht die letzte Rettung und Hilfe. Wenn ich versage, wenn ich zusammenbreche, muß noch Einer da sein, der sorgt. Wenn ich fehle, muß Einer da sein, der es richtig macht. Wenn ich mutlos bin, soll Einer da sein, der mich mutig macht. Das Menschenschicksal ist zu groß; das kann ein Mensch ohne andre Hilfe nicht tragen. Freue dich, Christ, daß der große Gott dein Arbeitgeber ist, und daß du unter seinen Augen säest und erntest und deine ganze Lebensarbeit thust. Glücklich ist der Mensch, der, wie der alte Prophet sich ausdrückt: „unter dem Schirm des Höchsten sitzt", der nach gethaner Ernte, die Sichel und die Leine noch in der Hand, sich vor dem Herrn beugt und sagt: der Herr war freundlich; er gab uns Brot.

Oder muß denn unser Herrgott durchaus mit Sonnenaugen auf die Erde sehn? Das ist dumme Träumerei, zu sagen: Es war immer Ernte; es wuchs immer Korn. Ich meine: der die Menschen schuf, könnte die Menschen auch wieder abschaffen. Könnte er nicht Wesen machen, die ihm nur Freude machten, Wesen mit reinen Händen und gutem, starken Willen in einem festlichen, friedlichen Land? Was will er sich weiter mit uns plagen, die wir nach so vielen tausend Jahren noch nicht gelernt haben, anständig mit diesem Garten Eden zu wirtschaften, den er uns gegeben hat, daß

wir ihn bebauten und bepflanzten? . . Aber das macht: . . unser Heiland sagt in der Sprache der Menschen: Gott ist die Liebe . . Sowie deine Mutter sich nicht gescheut hat, als du noch klein warst, dich zu waschen und zu putzen: so ist er das ganze Jahr gut mit uns gewesen: der Herr war freundlich, er gab uns Brot.

An jedem Abend und in jedem Gottesdienst beten wir, wie der Heiland es uns gelehrt hat. Wir nehmen unser ganzes Vertrauen zusammen und fühlen uns als seine Kinder und fangen an: „Vater unser, der du bist im Himmel, dein Name werde geheiligt". Da fällt uns auf die Seele, daß wir selber manches mal unheilig gewesen. — „Dein Reich komme". Da denken wir, daß wir kaum uns selbst und wohl keinem Bruder zu deinem Reich verholfen haben. „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden". Da gehn unsere Gedanken aus uns und unserm kleinen Kreis hinaus in die Gemeinde und in die ganze Welt. Alle die Sünde und der Unfriede, der Hader in der Gemeinde und die Not im Vaterland und der drohende Völkerstreit fallen auf unsere Seelen. Da falten wir unsere Hände fester: „Herr, verdient haben wir Menschen es nicht, nicht einmal das, das bischen Satteſſen: Gieb uns unser täglich Brot heute! Und wir dürfen Erntedankfest feiern. Der Herr war freundlich: er gab uns Brot.

Die Ernte war leidlich gut. Das Korn kam reichlich auf; der Sommer ließ wachsen, was aufgekommen war; der Herbst drohte, wie wir gesungen: „Oft drohten Sturm und Wetter den Untergang der Saaten, und doch sind sie geraten". Unsere Gemeinde hat traurige Ernten gehabt; unsere Gemeinde hat noch vor wenig Jahren unter schwerem Druck gestanden. Der Druck ist ein wenig von ihr genommen. Sie hat aber dennoch auch ihre Last. Jeder einzelne. In den Häusern der Arbeiter sind so viele Kinder, daß es fast unmöglich ist, sie alle Tage im ganzen Jahre mit kräftiger

Koſt ſatt zu machen. Bei dem andern kehrte Krankheit ein: Geſunde Tage konnte er wohl überwinden; aber kranke Tage waren ihm zu teuer. Der dritte ſitzt mit ſchwerer Schuld in ſeinem Haus, auf ſeinem Land. Er möchte gerne ſagen: „Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, ſo laſſet uns genügen“. Aber was fangen wir an mit dem Spruch, wenn der Zinstag nahe iſt? — Dem einen wurde in den letzten Tagen vom Roſte noch der Hafer ſchlecht, und es ſummte ihm in den Ohren das alte Wort von den Schätzen, die von Motten und Roſt gefreſſen werden. Der andre klagte über ſchlechten Handel, der andre über wenig Gewicht, der dritte über eine alte Krankheit, der vierte über ein neues Grab. Was ſoll ich nun dazu ſagen? Ich ſage: Wir ſollen Mühe haben, ſo lange wir leben. Weh dem, der keine Mühe hat! Der iſt von Gott verlaſſen. Damit wir nach Beſſerem zielen, nach Höherem uns auf den Weg machen! Mühe und Brot: dieſe beiden Dinge hat uns Gott verſprochen. Mehr nicht. Das hat er uns auch gehalten. Der Herr war freundlich: er gab uns Brot.

Iſt Brot ſo viel? . . Da kam vor Jahren ein großes Schiff mit reicher Ladung auf offnem, weiten Meer in Brand. Und alle Leute füllten die großen Böte mit wertvollen Kiſten des Schiffsguts und ſtießen ab. Und es geſchah, da ſie ruderten, wurden ſie hungrig. Da entdeckten die in dem einen Boot, daß in ihr Boot nur Geldkiſten geworfen waren. Und ſie hoben die Kiſte hoch und riefen zu den andern hinüber: „hunderttauſend Mark für eine Kiſte Brot“; aber die ſchüttelten die Köpfe und wandten ſich ab. Wer Brot hat, hat viel. Wer Brot hat, hat Leben. — Freilich, der Menſch lebt nicht vom Brot allein, das iſt Sache der Tiere. Der Menſch lebt, wie der Heiland ſagt: Von Brot und Gotteswort. Nun, wir ſind heute nicht zuſammen gekommen, für das Wort Gottes zu danken, ſondern für Heu und Weizenmehl und für die Bohnen, die die Kinder ſammelten, und für

Arbeitslohn und Ernteertrag . . aber doch: der Christ kann das nicht trennen. Wir lieben nicht solch Süßbrot, solch Brot ohne Sauertreig. Wohlan: Gottes Wort dazwischen! Gottes Wort untermengt! Wohlan: Alle Sonntag stehn drei Kirchthüren offen, und das Brot des Herrn liegt auf dem Altar. So, nun giebt es erst den vollen Klang: der Herr war freundlich: er gab uns Brot.

II.

So danken wir dir, Herr Gott. Das war das Zweite. Wie viele, die das Danken vergessen! Ja manch einer kommt das ganze Jahr nicht auf diesen Gedanken: Gott zu danken. Es steht eben mangelhaft mit seinen Gedanken, darum dankt er nicht. Er sieht dumm in den Sonnenschein, der in seine Fenster scheint und auf seiner Schwelle liegt, und denkt nicht und dankt nicht.

Oder ist es nicht schön, das Danken? Mancher Tag deines Lebens hätte viel Inhalt, wenn du die Gewohnheit hättest, die Ereignisse des Tags in einem Dankgebet vor Gott zu bringen. Manches kleine Ding in deinem Leben hast du vergessen, und so ist es für dich verloren gegangen, und so ist dein Leben leer, weil du der kleinen Sache nicht Stand und Bedeutung gabst, indem du mit Gott über sie redetest. Ich sage, daß es mit manchem Haus in der Gemeinde besser stände, wenn, vom Anfang ihrer Ehe an, Vater und Mutter die Gewohnheit gehabt hätten, Gott zu bitten, unter die Rechnung jeden Tags sein visum, seine Unterschrift, zu setzen. Nun will die Rechnung nimmer stimmen. Nun giebt es Klagen und Unfrieden. Darum: laßt uns das Danken nicht vergessen. Laßt uns durch unser Danken den Herrn selbst in die Sache unsres Lebens hineinziehen. Laßt uns sagen: der Herr war freundlich; er gab Brot. Wir danken dir, Herre Gott."

Oder ist es eine zu geringe Sache, für das tägliche Brot zu danken? Grade die ernstesten Christen kommen leicht dazu, das tägliche Brot als etwas Geringes zu betrachten. Unser

Herr selber hat ja so etwas Sorgloses: „Seht die Vögel unter dem Himmel", sagte er, „sie säen nicht und ernten nicht." . . . Freilich, wertvoller und wichtiger als der Leib ist unser himmlisch Teil. Aber er selbst hat uns das Bitten um das tägliche Brot gelehrt und hat in seinen Erdentagen Tischgebet und Danksagung gesprochen. . . Unser Vater im Himmel mag nicht solche Kinder, die in der Ecke stehn, die nicht wissen, ob sie weinen sollen oder trotzen; sondern er will Kinder, die mit blanken Augen vor ihm stehn. Weihnachtliche Kinderherzen will er. Es ist eine Leidenschaft von ihm, daß er mit vollen Händen den Menschen giebt, und eine andre, daß er von Herzen gedankt sein will. Der Herr war freundlich; er gab uns Brot. So danken wir dir, Herre Gott.

Oder ist es so, daß die andern wohl Ursache haben zu danken: du aber dürftest dich in die Ecke stellen und trotzen, darum, weil du dies ganze Jahr hindurch so ein gutes Kind gewesen bist, so daß du wohl noch mehr verdient hättest? Wohl: fleißig warst du! . . Aber gut? Laß die Gebote an dir vorübergehn und sieh einem jeden ins heilige Gesicht. Wie standst du mit dem zweiten und dritten, und wie standst du mit dem achten und neunten Gebot? Weißt du, daß in diesem Jahr auf deinem Weg Stellen sind, wo du des Heilands Lehren vergessen hast? . . . Nun: dann läuft sein Brotgeben auf Freundlichkeit hinaus, auf Liebe, gut wie Mutterliebe: dann aber ist es anständig zu danken, zu sagen: „Ich danke dir, Gott."

Oder weißt du nicht, wie du danken sollst? Doch: das weißt du. Denn von Kind an kennst du die heilige Schrift. Du weißt: Man dankt Gott am besten, indem man etwas für ihn thut. Eine kurze Arbeit ist ihm lieber als ein lang Gebet. Arbeit, das ist die Münze, die bei Gott den größten Kurswert hat. Ist Gott freundlich gegen dich gewesen, hat er dir etliche von den Dingen gegeben, welche Luther zum täglichen Brot rechnet, hattest du Gesundheit, Nahrung, gute

Kinder, treue Nachbarn, so schau aus, ob du eine Arbeit für ihn thun kannst. Und ich sage dir: soviel Arbeit, als Gott in diesem Erntejahr deinen Händen gab, soviel Arbeit hat er für ein dankbares Herz. Schau hin über das weite Feld der Not. So viele Menschen, die in Sorgen sitzen, viel größer als deine Sorgen! Soviele, die trauern und weinen! So mancher, dem du durch ein freundlich Wort eine Freude machen könntest! Nur beachte dies, was Viele vergessen: Nimmst du dir vor, freundlich und barmherzig zu sein, so fang bei den Deinen an, in deinem eignen Hause. Rechne auch ja Knechte und Mädchen mit zu dem Hause und die Kinder, die über deine Hofstelle laufen! Danach geh mit deiner Liebe zum nächsten Nachbar, besonders wenn er ein Arbeitsmann ist! Danach, zum dritten, will ich nicht mehr Wegweiser sein: such du dir selbst auf den weiten Feldern der Menschennot die Stelle, wo du helfen willst. . . Nur, daß du es weißt: Hier, im Helfen, da zeige sich dein Dank! Hier, auf diesem Arbeitsfelde, wo Jesus selbst Vorarbeiter war, zeige dem freundlichen Gott deine Liebe.

Und dann weiß ich noch einen Dank. Wieder ist es eine Arbeit! . . . Wenn du an deiner Seele arbeiten wolltest, an deinem Charakter! Sieh, wie sehn jetzt die Felder aus, arme, dürre Stoppelfelder. Aber was wird Menschenarbeit daraus machen! Wogende Weizenfelder werden es sein, wenn der Frühling da sein wird! Menschenarbeit und Gottessegen werden so viel aus Stoppelfeldern machen! . . . Nun sieh deine Seele! Wenn du dich nun noch mehr aufraffest als bisher und pflügtest tief mit scharfem, ernsten Gotteswort und rissest dann kräftig manch Unkraut aus, hier einen Haß, dort eine Laune, dort eine Unsauberkeit, dort eine Trägheit, und grübeltest und arbeitetest fleißig und würdest nimmer müde: sieh, wenn Gott dann dazu Segen gäbe . . . dann . . . „es trug Frucht, etliches zwanzigfältig, etliches sechzigfältig“ . . . . volle Ähren kämen in deine Scheuern . . . Bei Gott, wir sind doch heute um größeres zusammengekommen als um Weizen

und Weizenmehl. . . Wie einſt unſer Erntewagen draußen hält! . . Wie einſt unſere Seele bei ihm ankommt! Das iſt die Frage! Das iſt die Frage! Das Andre iſt alles klein. Amen.

Wir freuen uns über Luthers Werk.

Reformationsfeſt. — Pſalm 119, 133—134.

Es iſt eine einfache Wahrheit, verſammelte Chriſten, daß in unſern Kindern die Zukunft des Landes und der Geſchlechter beſteht. Von jedem einzelnen Kind in der Kinderſchar eines unſrer Arbeiter bis zu den ſechs Knaben, die in unſerm Kaiſerhauſe aufwachſen, alle die Kinder, die auf den Schulhöfen ſpielen und die noch auf der Mutter Schoß ſitzen: in ihren Händen wird einſt das Wohl und Wehe des Landes liegen und dieſer Gemeinde und der Häuſer, aus denen wir hierher gekommen ſind. Sie werden einſt nach Spaten und Scepter greifen: es ſegne der Herr ihr Unterfangen. Sie werden Pflug und Senſe faſſen: mögen ſie gut arbeiten und fröhlich ernten. Sie werden an Schwert und Feder Hand anlegen: es gebe ihnen Gott helle Augen und gerechte Sachen.

Liebe Chriſten! Es geht ein langer Zug von Menſchengeſchlechtern über die Erde. Die ganz vorn wandern, die Urväter unſeres Volkes, ſind vor uns im Nebel verſchwunden; ihnen nach gingen ihre Kinder. Von unſern Großvätern wiſſen wir, daß ſie in kümmerlichen Zeiten die vierte Bitte mit viel Sorgen gebetet haben, von unſern Vätern haben wir gehört, daß ſie bei Idſtedt vergeblich für ihre Freiheit kämpften. Von dieſen ſehn wir noch einige mit müden Knieen und weißem Kopf vor uns herwandern; viele ſind entſchlafen. Nur kommen wir, die wir mitten beim Wandern ſind. Wenn wir aber beim Arbeiten nnd Wandern uns umſehn . . was ſteht

da hinter uns? . . Der lange und unendliche Zug unserer Kinder. Sie ziehn und wandern. Sie kommen mit rüstigen Füßen uns nachgegangen.

Wohlan, meine Christen, da thut es not, daß wir stark und kraftvoll dahinziehn. Wenn unsere Kinder hinter uns herziehn, während unsere Fußspuren auf ihrem ganzen Weg liegen, da thut es not, daß sie deutlich erkennen, daß Vater und Mutter einen geraden und starken Gang gehabt haben. Da thut es not, daß wir das, was sich bewährt hat, nicht gedankenlos wegwerfen, damit nicht unsere Kinder, wenn sie an die Stelle kommen, es da liegen sehn und sagen: „Unsre Väter haben dies weggeworfen: es wird keinen Wert haben" und lassen es da liegen und werden arme Teufel. Wenn es wahr ist, daß unsere Kinder auf uns sehn, die wir vor ihnen hergehn, dann müssen wir alte Rechte festhalten, alte Fahnen hoch in starker Faust tragen, jene Rechte und Fahnen, unter denen unsere Vorfahren und Väter vierhundert Jahre lang immer vorwärts geschritten sind, ein kraftvoll Geschlecht, ein aufwärts strebendes Volk. Sonst möchten einst unsere Kinder klagen und sagen: Unsere Väter wurden Weiber. Sie verkannten und verachteten und vergaßen, was die immer frische Quelle ihrer Volkskraft war und die Macht, die immer neu starke Persönlichkeiten zeugte. Nun werden wir um ihretwillen heimgesucht bis ins dritte und vierte Glied.

Meine Christen . . . wir wollen uns heute als am Reformationsfest des gewaltigen Werkes freuen, das unter dem Beistand des heiligen Geistes Martin Luther an unsern Vätern und an uns — das hoffen und wünschen wir — an den fernern Geschlechtern in diesem Lande gethan hat.

Wir schreiben über den Weg, den unsere Predigt gehn soll, das Gebet eines frommen Mannes, das steht: Psalm 119, 133—134.

Wir freuen uns über Luthers Werk.

I. Unrecht herrschte über uns.

II. Gott hat uns erlöst von der Menschen Frevel.
III. Und hat unsern Gang gewiß gemacht in Gottes Wort.

I.

Es sind vierhundert Jahre her, da sind die Menschen, welche damals auf euren Wurten*) wohnten und diese Äcker pflügten, zwar auch schon Christen gewesen, denn das Christentum ist schon vor tausend Jahren in unsere Heimat gekommen. Aber das Christentum, das sie hatten, ist nicht ein biblisches gewesen; sondern das Gotteswort ist mit allerlei Menschenein fällen und Zuthaten bemäntelt und behangen gewesen. Ich sage, es ist gewesen, als wenn ein feines, frisches Mädchen sich in bunten, unechten Flitterstaat kleidet. Ich will einiges zeigen, damit ihr mich wohl versteht.

In jener Zeit haben eure Väter am Sonntag Vormittag, so wie ihr thut, in diesem selben Raum im Gottesdienst gesessen; denn diese Kirche ist wohl schon sechshundert Jahre alt. Aber was haben sie gesehn? Prangende Gewänder, unverständlich Gethue am Altar. Was haben sie gehört? Lateinische Worte, die sie nicht verstanden, die selbst die Priester nicht verstanden, welche sehr ungelehrt und unwissend waren. Es kam weder dort vom Altar, noch hier von der Kanzel her das Wort Gottes in deutscher Sprache. Zu der Zeit war es nicht nur der allmächtige Gott, welcher zu den Menschen sagte: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten", sondern es waren sogenannte Heilige, das heißt gestorbene fromme Christen, die traten an Gottes Stelle und versprachen den armen Menschen und prahlten: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten." Also sind unsere Vorfahren, wie noch jetzt die Bauern in Süddeutschland thun, den Voßweg und den Gohweg entlang gegangen nnd haben zu den heiligen Nothelfern um Weizen und grünes Gras gebetet, haben auch

*) Künstliche Erdhügel, auf denen in der Marsch die Bauernhöfe stehn. Sie sind in alter Zeit aufgeworfen, ehe das Land durch Deiche gegen die Flut geschützt war.

in allerlei Lebenskümmernissen den Heiligen angerufen, von dem sie glaubten, daß er ihnen besonders hold sei, und haben, vorübergehend, an den Heiligenbildern gekniet, die hier und da an den Wegecken standen. Wenn sie aber von einer Gewissensnot sehr gequält worden sind, so sind sie nicht zu Gott gegangen, bittend: „Vergieb mir meine Schuld und gieb mir nun einen neuen, gewissen Geist," sondern sie haben sich mit ihrer Unruh in die oft nicht reinen Hände der Priester geben müssen. Die haben ihnen empfohlen, gute Werke zu thun, und haben sich Geld geben lassen und haben sich nicht darum gekümmert, dem unruhigen Herzen zu helfen. Da, im Herzen, saß die Sünde und die Not. Aber das hat weder Trost noch Wegweisung gefunden. Also hat es so gestanden, wie wenn unter einem verlotterten und verdorbenen Regiment ein Mann seine Sache zum Richter bringen will, kann aber nicht zu ihm kommen, sondern muß mit seinen Sekretären — das waren die Heiligen — und mit seinen Dienern — das waren die Priester — ein langes und breites reden und Geld geben und erlangt dann ungerechten Richtspruch. Wenn es aber einer im Lande wagte, den Heiligenkram und die Priesterherrschaft bei Seite zu stoßen und geradeswegs zur Bibel zu gehn, das heißt zu Gott und Jesus Christ, und also still lebte oder gar die Menschen lehrte: dann, wenn sie das erfuhren, verbrannten sie seinen Leib und verfluchten mit furchtbarem Fluchen seine Seele. Ihr kennt das Denkmal Heinrich von Zütpfens auf dem Kirchhof unserer Nachbarstadt.

Freilich, das sage ich nun ausdrücklich, daß die jetzige katholische Kirche manche Irrtümer bei Seite gestellt hat, einige freiwillig, andre ungern, und daß sie aus jenem tiefsten Stand, den sie vor vierhundert Jahren hatte, sich zu edlern Gedanken erhoben hat; aber ich sage erstens, daß unsere Väter damals unter jenem furchtbaren Frevel der Menschen standen, die ich kurz dargestellt habe. Und ich sage weiter, daß die katholische Kirche noch jetzt dieselben großen und schweren

Grundirrtümer hat, nämlich, daß sie neben die Bibel alte Geschichten und Kirchenlehren stellt und neben Gott viele Heilige und Priester und neben die persönliche Verantwortlichkeit die Zugehörigkeit zur seligmachenden Kirche. Und ich sage endlich, daß die katholische Kirche fortfährt, wie sie seit Jahrhunderten gethan hat, über uns zu sagen: „damnati sunt," das heißt: „sie sind verloren und verdammt;" wir aber sagen, was wir von Jesus gelernt haben: „Sie sind unsre Brüder."

II.

Wohlan, zu der Zeit, vor etwa vierhundert Jahren, als unsere Vorfahren unter so traurigem Druck standen und in so finstern Irrtümern lebten, da ging ein junger, deutscher Gelehrter, ein feiner, frommer und mutiger Mann, ein Mann von tiefem Geist und starkem Wort, durch die Bibliothek der Hochschule zu Erfurt. Da fand er ein Buch, groß und schwer — mit einer Kette, sagt man, war es an der Wand befestigt —; das war die Bibel in lateinischer Sprache. Damals sah Luther, obwohl schon ein gelehrter Mann, zum ersten Mal das Wort Gottes. Das Wort Gottes lag eben damals an der Kette. Aber er, der es fand, hat nicht aufgehört darin zu forschen mit staunenden Augen, mit heißem Herzen. Er hat oft davon gesprochen, wie ihm zu Mut gewesen, da er in die Bibel eindrang wie in ein ganz neues Land, wie in ein verwunschen Königsschloß. Wie da in der Bibel nichts von Heiligen stand, noch von Heiligenbildern, noch von Sündenerlaß durch Geld, noch vom Papst. Als er dann den Lehrstuhl an der Universität in Wittenberg bestieg, da hat er als der Erste den Studenten, die aus ganz Deutschland zu ihm kamen, den schlichten, klaren Sinn der heiligen Schrift ausgelegt. Und als er das Geschrei der Mönche hörte, die von Dorf zu Dorf zogen und riefen: „Gebt Geld für die Kirche, daß ihr selig werdet." da hob er seine starke Stimme und rief

dagegen: „Es steht geschrieben: Thut Buße! Thut Buße! Aufs Herz kommt es an! Gute Werke aus kalten Herzen verachtet Gott.“ Als dann die Gelehrten der Kirche, da sie unruhig wurden, mit Legenden, Kirchenbeschlüssen und Papstlehren gegen ihn vorgingen, da bewies er ihnen aus Gottes Wort, daß ihre Heiligen und ihre Teufel, ihre Päpste und Mönche, ihre Ablaßgelder und Meßgeräte, ihre Konzilien, ihre Seligmachungen und Verfluchungen menschlicher Eigenwille wären. Er erkannte, daß er im Wort Gottes stände, der Papst und seine Gelehrten aber daneben, — das hat ihm einen so frohen, starken Mut gegeben, daß der Angegriffene alsbald der furchtbare Angreifer wurde. Und als er endlich sah, wie sehr das Volk und selbst auch die Gelehrten der Zeit in religiösen Dingen in Unwissenheit und Irrtum staken, da hat er das Wort Gottes ins Deutsche übersetzt, nachdem er sich zu dieser Arbeit das Schwert selbst geschmiedet hatte, die deutsche Sprache, die wir jetzt noch reden.

Es ist ein harter Kampf gewesen und ihm ist trotz seines Mutes manchmal sehr bange geworden. Er hat mit flammendem Schwert und blitzenden Augen auf dem Wall gestanden; und wiederum hat er in seiner Wachtstube zu Wittenberg geknieet und heiß gebetet. Er hat in vielen Dingen dem großen Bismarck geglichen. Was Bismarck für die Deutschen in Staatssachen gewesen ist, das ist Luther in Religionssachen gewesen. Er hat dagestanden, wie dieser, als ein gewaltiger Herzog der Deutschen, auf dessen Wort das ganze Volk hörte. In acht Tagen flogen seine Sprüche und Bücher von Wittenberg bis an die Weichsel und an den Rhein, flogen weiter durch alle germanischen Völker und erschütterten und erweckten diese stolzeste und stärkste Menschenrasse, die es auf der Welt giebt: Hochauf horchten sie auf den Sang der Wittenberger Nachtigall. Unerträglich erschien ihnen die Finsternis, in der sie gelebt. Sie freuten sich, daß nun ihr Gang gewiß geworden war in Gottes Wort.

III.

Ja, nun ist unser Gang gewiß geworden in Gottes Wort. Das war das Dritte.

Liebe Christen! Es ist nun uns allen, die wir in diesem Lande wohnen, dieses in Fleisch und Blut übergegangen: daß die heilige Schrift die Quelle ist, rein und klar und frisch, aus der unser Glaube und unsere ganze Weltanschauung sprudelt, und daß es eine andere Quelle garnicht giebt. Ferner ist es bei uns allen ein Stück unseres Bewußtseins, daß ein jeder Mensch das Recht und die Pflicht hat, in der Bibel zu forschen, und daß ein Jeder für seinen eignen Glauben die Selbstverantwortung trage, wobei er gut thut, der Kirche als einer alten, ehrenwerten Mutter, die viel durchgemacht hat, zu gehorchen, doch nicht als ein unmündig Kind, sondern als ein Erwachsener. Endlich wissen wir, daß unsere Väter und jeder, der noch jetzt in der Bibel forscht, zu der Überzeugung kommt: derjenige Mensch gefällt Gott, der an Jesus Christus als an seinen lieben Heiland und Helfer glaubt, das heißt: ihm vertraut und sich seiner freut und von diesem Glauben als einer inwendigen, seelischen Gewalt zu allem Guten getrieben und hingerissen wird, nämlich zu einer lautern und furchtlosen Wahrhaftigkeit und zu einem reinen und hilfreichen Leben. — Damit habe ich in kurzem gesagt, was das Wesen eines evangelischen Christen ist. So sind unsere Ansichten von dieser wichtigsten Sache, die es für ernste Menschen giebt. So ist unser Glaube! Das ist unsere Weltanschauung. Das ist uns in Fleisch und Blut übergegangen. Und das verdanken wir Martin Luther. Seine That ist es gewesen: Er hat, nach Gottes Willen und von Gott geleitet, unsern Gang durchs Leben gewiß gemacht in Gottes Wort.

Denn wenn du nun über das höchste Ziel des Menschenlebens Gewißheit haben willst, schlag Gottes Wort auf und lies, was in deutscher Sprache deutlich geschrieben ist, geh in die Kirchen im evangelischen Land und hör, was aus dem

Gotteswort deutlich gepredigt wird: „du sollst Gott lieben, mit allen sittlichen Kräften, die in dir sind, und deinen Nächsten als dich selbst.“ Das ist das höchste sittliche Ziel! — Wenn du fürchten mußt, daß die kleinen und großen Sorgen des Lebens dich von höheren Wegen in dumpfe Tiefen ziehen wollen, in jene Tiefen, wo man durchs ganze Leben klagt und ruft: „Brot, Geld, Vergnügen!“ . . dann lies nach und hör zu, was dein Heiland für ein Leben führte, und wie er Gott vertraute, ein Sorgenloser, ein Treuer, ein Mutiger, ein Todesmutiger! — Wenn du in der Not der Sünde das hungrige und unruhige Gewissen, das immer schreit „ich muß mit Gott Frieden, Frieden machen,“ . . zur Ruhe bringen willst, sieh: Wenn wir unsere Sünde bekennen, so ist er treu, daß er uns die Sünde vergiebt und uns von unsern sittlichen Gebrechen heilt! Wenn du aber endlich wegen des ewigen Lebens in bitterer Sorge bist, stell' dich hin, wo unser Heiland goldene Verheißungen über uns ausgießt! Sagte er nicht, daß er für alle Menschen in den bittern Tod ginge, also auch für dich?

In solcher Weise werden wir vom Lebensantritt bis zum Lebensausgang erleuchtet von Gottes Wort. Wir werden nicht von Menschen geleitet, an der Leine wie unverständige Tiere, die nicht wissen, ob rechts oder links: noch von Eigenwillen um uns getrieben wie Reth im Graben, wenn Märzwind weht; sondern wir wandern so, wie geschrieben steht: Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Weg. In diesem Licht ist unser Gang stark und grade, ist unser Gang gewiß.

O, wenn man das sagen könnte von allen evangelischen Leuten . . Dann, wenn unsere Kinder das sehen, daß wir so vor ihnen hergehn, so stark und mutig und treu und fromm, dann werden sie es von uns lernen, daß sie hinter uns hergehn, und werden Leute sein, die Gott fürchten und tief pflügen. Amen.

„Unsere große Hoffnung."

Totenfest. — 1. Brief an die Thess. 4, 13—18.

Liebe Christen. . . Die Blätter, welche im Sommer lustig grünten und sich vom leise singenden Sommerwinde wiegen ließen, sind rasch groß geworden, alt geworden, sterben gegangen. Zwar, wo ein Baum noch seine Blätter hat, da haben sie schöne Farben angenommen; aber wir wissen, das ist alles Schmuck für den Sarg. Das ist alles Totenparade.

Das Gras auf dem Felde und die junge Saat zieht sich bange zurück. In den Bäumen fällt der Saft nach unten, daß ihn der Frost nicht treffe. Es ist alles im Sterben, das meiste schon tot. Von Nordost kommt schon der Winter, der alte Mann. Er beugt sich über all das Sterben und legt ihm das weiße Laken übers stille Gesicht. Nun ist alles tot, alles aus.

Nein . . inwendig in den Stämmen der Bäume schläft leises Leben. In den feinen Wurzeln des Grashalms und des Weizens dehnt es sich warm und weich. Das Samenkorn von allerlei Kraut und Unkraut lacht leise. So sehr auch der kalte Nordost das kleine Leben frieren und zittern macht; es liegt unter dem weißen Schnee tausendfache, fröhliche Hoffnung.

Die Natur geht zu Grabe. Wer feine Ohren und Augen hat, den macht die sterbende Natur ernst. Wenn der nachdenkliche Mensch die Blätter fallen sieht, und wenn er die Stoppeln sieht und die frisch gepflügte Erde, so sagt er sich: „Nach Frühling und Sommer, der an Sonne reich war oder arm, nach dem Herbst, der an Ernte reich war oder arm, kommt auch für mich der stille Winter. Und über manchen meiner Brüder kamen die Hagelschloßen, als es noch mitten im Sommer war. Und bald ist dies ganze Geschlecht, das nun in Ähren steht, das an den Schläfen schon weiß wird,

Stoppelfeld geworden, und das Land wird gepflügt, daß das Tote unter die Erde komme, und ein neu Geschlecht aufblühe im Land. Dann sind wir dahin. Alles ist tot. Alles ist aus."

Nein . . . inwendig im Herzen, in Aller Herzen bangt und klopft und lacht: lebendige Hoffnung.

Freilich: aus der Natur können wir uns diese Hoffnung nicht holen. Wer die Auferstehung beweisen will mit dem Aufstehn des Weizenkorns, das im Winter still und wie tot war, der redet oberflächlich. Die Natur pflanzt nur die Geschlechter fort, auch unser Geschlecht; aber die einzelnen Wesen läßt sie untergehn. Sie läßt auch uns untergehn, soweit wir der Natur angehören. Aber wir sind doch nicht allein Natur? Willst du behaupten, daß Jesus allein Natur war? oder Paulus, oder Luther, oder Bismarck? Lebte nicht in ihnen wie auch in uns etwas, das anderer Art ist als unser Arm und die Haare auf unserm Haupt? Weißt du nicht, daß man nur im Märchen den Tieren Vernunft, Glauben, Liebe und Hoffnung giebt? Wir aber tragen diese wunderbaren und märchenhaften Dinge in Wirklichkeit bei uns, wie Gaben aus eines großen Königs Schatz. Etwas von uns ist hier fremd, voll Unruh und Heimweh. Etwas von uns muß wohl noch wandern, weit weg, in ein andres Land.

Es ist ein schwierig Thema. Wir wollen zum Wort Gottes gehn. Es möge uns leuchten am dunkeln Tag, am Totensonntag.

1. Thess. 4, 13—18.

Ich will reden über „unsere große Hoffnung."

I. was das für eine Hoffnung ist,

II. woher wir sie haben.

I.

Als ich vor einigen Tagen in Hamburg war, da trat ich an einen großen Buchladen heran, um zu sehn, was es an

Büchern neues gäbe. Und sieh . . da fand sich, daß von einigen zwanzig ausliegenden, neu erschienenen Büchern fünf oder sechs sich mit den Rätseln des Todes befaßten. Ich weiß nicht genau mehr die Titel; aber es war da eins, das über den Akt des Sterbens selber berichtete, ein andres, das die Beweise für und gegen ein ewiges Leben gesammelt hatte; das dritte brachte sehr genaue Nachrichten aus der seligen Ewigkeit. Ähnlich die Andern. Ich habe auch von den Leuten, die diesen Gegenstand studieren, erfahren, daß jährlich zahlreiche Bücher und Artikel über Tod und Leben nach dem Tod erscheinen. Erscheinen aber diese Bücher in großer Zahl, so erkennt man daraus, wie groß in der Welt das Interesse an diesem Gegenstand ist; denn diese Bücher haben nicht allein ihre Verfasser gefunden, sondern auch ihre Leser. Das ist das Interesse: Wir Menschen haben Angst vor dem Tod. Und wir haben das deutliche Gefühl: „Der Schöpfer hat uns da ein Rätsel vor die Füße gelegt und hebt den Finger, wer kann es raten?“ Und es steckt tief in uns das Bewußtsein von einem Leben nach dem Tod, von großen Wundern, die wir noch sehn sollen. Und wer daran denkt, dem klopft das Herz.

Der Christ Paulus, Teppichweber aus Tarsus, hat auch, wie alle andern Menschen, über diese Dinge einen Glauben. Da diese Dinge nämlich jenseits unsres Wissens liegen, kann man ihnen nur mit Glauben beikommen. Da aber diese Dinge ferner von Natur für alle Menschen auf der Welt von heißem Interesse sind, muß man ihnen mit Glauben beikommen. Es giebt keinen Menschen, der über diese dunklen Dinge ein Wissen hat, und es giebt keinen Menschen — er habe denn nicht seinen Verstand — der über diese Dinge nicht seinen Glauben hat. Wenn der Landmann oder der Arbeiter in dieser Gemeinde in seiner Zeitung oder in einer Volksversammlung erfährt, daß es keinen Gott giebt, und daß mit dem Tode alles aus ist, und er sich diese Kunde zu eigen

macht, so ist er dennoch nicht ein glaubensloser Mensch. Er hat fürwahr einen Glauben, nämlich diesen: „Ich sehe zwar, daß, um den Klee zu schaffen und den Käfer, Same und Sonne nötig ist; aber von der großen Welt glaube ich, daß sie ohne eines Schöpfers Hand, ohne Same und Sonne von selbst entstanden ist". Er hat fürwahr einen Glauben, nämlich diesen: „Ich sehe zwar, daß in der ganzen Schöpfung nichts, garnichts vergeht; es verändert nur alles die Form seiner Erscheinung; es wird alles verwandelt; aber von der Seele glaube ich, daß sie zu „Nichts" wird." Also hat der sogenannte glaubenslose Mensch allerdings einen Glauben, ebenso gut als du und ich; nur ist dieser sein Glaube derart, daß er seinen Besitzer hart oder stumpfsinnig oder bitter macht, darum, weil dieser Glaube ohne Liebe empfangen, ohne Leid geboren und ohne Zucht und Ernst aufgewachsen ist. . . . Glaubenslose Menschen giebt es in der ganzen Welt nicht. Wir Menschen haben ein Bedürfnis zu glauben von Natur, wie das Bedürfnis zu essen, zu atmen und zu schlafen.

Also hat auch Paulus einen Glauben.

Und kommt her, alle Menschen! Ob nicht dieser Glaube, den der Teppichmacher Paulus über jene dunklen Dinge hat, voller Wunder ist und herzerhebend! Hebt die Köpfe, ihr Menschen, Paulus von Tarsus ist nicht allein ein feiner kluger Mann, einer der tiefsten Menschengeister, sondern er ist auch ein Charakter von mächtiger sittlicher Kraft und hat ein Herz voll heißer, flammender Menschenliebe: Hört, was dieser Paulus über diese Dinge für einen Glauben hat. Hört zu, Menschen: wer wollte nichts Nahrhaftes essen, gute Luft atmen, sanft schlafen, Starkes, Mutiges glauben? Da geglaubt werden muß, laßt uns von Gott und Tod Großes und Starkes glauben. Was glaubt Paulus? Dies ist sein Glaube: „Alle Menschen, welche Jesum Christ und seine Sache mit der That lieb gehabt haben, sowohl, die da schon schlafen, als die noch wandern, wird er wecken die Einen, wandeln die Andern und sie Alle

führen in sein Reich. „Also", sagt er, „werden wir bei dem Herrn sein alle Zeit."

„Bei dem Herrn." Meine Christen . . für uns Erdenwandrer, die wir immer in der Totenallee gehn; die wir grade vor uns unser Grab liegen sehn, und für die unter uns, welche eins von ihren Angehörigen in jenem unbekannten Lande wissen, und für die, welche etwa in dieser Stunde ringsum in der Welt — es sind viele Tausende — auf dem letzten Lager liegen: für uns alle giebt es kein Wort, das uns fröhlicher machen könnte, als diese Aussicht, die Paulus wie eine hohe, lichterfüllte Thür vor uns öffnet: „Wir werden bei dem Herrn sein allezeit".

Bei dem Herrn. Bei dem mit den segnenden, helfenden Händen, bei dem mit dem reinen und starken Herzen, bei dem mit dem zuversichtlichen Glauben und der strahlenden, ewigen Hoffnung. Bei dem, der so mächtig trösten, so stark helfen, so von den Knieen aufheben konnte. Bei dem, den du lieb hast. Denn wenn du ein ernster Mensch bist, dessen Herz ohne Winkelzüge auf das Gute gerichtet ist, dann mußt du ihn lieb haben. Bei dem sollen wir sein, wenn wir von hier weggegangen sind. Denke dir irgend eine Stelle auf der ganzen Erde, die du lieb hast, eine sonnige Stelle im Walde oder eine freundliche Stube in traulichem Lampenschein. Denke dir irgend einen Menschen, noch so gut, noch so lieb. Denke dir das höchste Gefühl des Friedens oder, wenn dir das Wort lieber ist, der Sicherheit oder des stillen, fröhlichen Glückes. Denke an deine Mutter, wie sie dich umfaßte, als du noch sehr klein warst: da wußtest du nichts von Gefahr, noch Kälte, noch Lebensbitterkeit. Das alles ist gering gegen dies, was hier steht: „Wir werden bei dem Herrn sein alle Zeit."

Wir haben hier oft die Erkenntnis, an der Sünde nicht vorbeigegangen zu sein, oft das drückende Bewußtsein, das, was klare Pflicht war, versäumt zu haben, oft die Furcht, kommende unglückliche Tage redlich verdient zu haben. Aber wenn das

wahr ist, was hier steht . . in seine Nähe wird ein Gedanke der Sünde sich nicht wagen! Wir werden nie fürchten, wir könnten wieder irren, wieder fallen, wieder weinen. Er wird uns mit starker Hand auf hoher Straße führen, und wir werden nicht stürzen, noch müde werden. Von Höhe zu Höhe wird er uns bringen. Dann werden wir Augen haben, die in die helle Sonne sehn können, und Hände, die ihre Strahlen fassen und halten können.

Überschwengliche Leute haben mit brennender Phantasie die Stunde ausgemalt, in der unsere große Hoffnung zur Wirklichkeit wird. Paulus nicht so. Der Herr ist ihm zu groß, und die Stunde ist ihm zu gewaltig. Es wird ein hell tönender Klang vom Himmel her kommen nnd wird zum letzten Appell rufen Tote und Lebende. Da werden sie in Gräbern aus dem Schlaf aufwachen, und die Andern werden den Hammer hinlegen und den Spaten und die Kelle und die Feder weglegen, und die jungen Mütter, die kleine Kinder im Arm haben, werden aus den Gräbern und aus den Kinderstuben kommen, und die Kinder, die hier draußen, von ihren Müttern vergessen, unterm grünen Gras liegen, werden noch einmal wieder rasche Füße haben, und sie werden Alle stehn und auf ihn sehn, wie man in jungen Tagen auf eine große Freude sieht, und werden sagen: „Hier sind wir, Herr! Wir warteten auf dich, unser Heil.“ Dann wird er sie wegführen an den Ort, wo er sein Reich hat. Und dort werden wir dann bei ihm sein alle Zeit. Dies wird denen widerfahren, die ihn lieb gehabt haben und diese Liebe in ihrem Leben deutlich bewiesen haben. Und dies ist nun unsere große Hoffnung.

II.

Wir müssen nun zum zweiten zusehn, woher wir diese Hoffnung haben.

Denn die Menschen fragen uns: „Woher habt Ihr diese

Hoffnung? Sie ist sehr wunderlich und hoch. Sie ist uns zu wunderlich und zu hoch.“ Und die Natur sieht uns mit großen Augen an und fragt auch: „Was redet ihr von einer ewigen Hoffnung? Aufblühn und Vergehn ist das große Gesetz der Natur. Seht ihr nicht die Gräberreihen?“

In der That: Man hat mancherlei gehofft, und es ist nicht in Erfüllung gegangen. Mit keiner Sache muß man vorsichtiger sein als mit einer Hoffnung. Es giebt kein zerbrechlicher Ding auf der Welt als eine Menschenhoffnung. Darum ist es im Allgemeinen nicht richtig, soviel in die Weite zu sehn, damit wir nicht über die nächsten Aufgaben als über die Steine stolpern, die der allmächtige Gott vor unsern Füßen auf unserm Weg mit deutlicher Absicht hat liegen lassen.

Aber dennoch sage ich: Das Hoffen ist gut und nötig. Es hat manchem Kind durch Regentage geholfen, manchem Mann beim Steinetragen und -schlagen, mancher Mutter beim Warten auf das Glück ihrer Kinder. Ach, wo blieben wir wohl, wenn die Hoffnung nicht wäre. Sie geht mit strahlenden Augen vor uns her und wendet sich zu uns um: „Komm . .“ sagt sie, „ich sehe schon dein Glück: es ist nicht mehr weit.“ Die Hoffnung ist es, die uns Menschen beim Wandern nicht müde noch mutlos werden läßt, die uns starke Füße und helle Augen macht. Nun, wenn dem so ist, dann sollen die Menschen speziell gegen unsere Hoffnung, gegen die Jenseitshoffnung, nicht allzuviel sagen. Wollen sie, daß die Menschheit vorwärts kommt, höher steigt, mutiger wird? Wohlan: es giebt keinen größeren Fortschritt, kein höheres Avancement, als dieses, das in unserer Hoffnung auf ein ewig Heil beschlossen ist. Mögen die andern Menschen stolz sein: wir sind stolzer. Mögen die andern mutig sein: wir sind mutiger. Wir sind die Fortschrittsleute. Wir gehn an der Spitze. Wer nachdenkt, muß schon aus dieser kurzen Überlegung Respekt vor unserm Glauben, vor unserer Hoffnung haben.

Und nun der Grund unsrer Hoffnung? Der Grund unsrer Hoffnung ist „unser Glaube," sagt Paulus, „unser Glaube an Jesus Christ." „Ach," sagt die Welt, „das ist ein schwacher, wankender Grund. Was ihr darauf baut, das werden Luftschlösser." So sage ich: Hört zu . . . Dies Buch, das hier vor mir liegt, ist mir Gottes Wort. Denn ich kenne kein Buch, das tiefer und weiter schaute, weiser redete, idealer dächte. Ich kenne kein Buch, das die Menschen so kennt, wie dieses. Ich kenne kein Buch, das berühmter, und keins, das ernster wäre. Ich kenne kein Buch, das dem Weisen so klar die Wahrheit sagte, wie auch den Einfältigen, dem Kinde, wie dem müden Greis. Ich kenne kein Buch, das eine so klare, einfache, sittlich hohe, stolze Weltanschauung vertritt, noch eins, das mit solcher Würde und solchem erschütternden Ernst behauptet, Gottes Willen zu verkünden. Ich kenne keine Person, die mir annähernd so hoch stünde, als die mitten in diesem Buch stehende Erscheinung Jesu Christi; und ich kenne keine Geschichte, so seelenvoll, so herzergreifend, so köstlich und so todtraurig, als die Geschichte von Jesu von Nazareth Geburt, Leben, Arbeit, Lehre, Leiden und Sterben. Und dieser Jesus, dessen Gestalt so hehr und rein durch die Blätter der Bibel geht, der Mann — da kann *ich* nichts dafür — das ist nicht *meine* Kunst gewesen oder mein Verdienst — der hat es mir angethan mit seinem heißen himmlischen Wort, mit seinen reinen, sittlichen Lehren, mit seinem Helfersinn, mit seinem Heldenmut im Leiden. Ich habe mich umgesehn in der ganzen Welt und ihrer Geschichte: sie reichen alle nicht zu seiner Größe. Ich habe alle wahrhaft großen Menschen der Weltgeschichte an meinem Auge vorüber gehen lassen: hatte irgend einer etwas Großes und Edles vollbracht, so war er bei *dir* in die Schule gegangen, Herr Jesus Christ. Ich habe ernstlich meine Seele gefragt, das Tiefste und Beste in meiner Seele, was sie für das Herrlichste halte in der ganzen Welt, da sagte sie: dir zu dienen, Herr Jesus Christ. Ich habe

meine Augen in die Zukunft sehn lassen — ich sehe nicht viel, aber das sehe ich: es kann keiner kommen, so groß, so hold, so mutig, wie du . . du selber kämst denn wieder nach deiner Verheißung.

Was kann der Andersgläubige dagegen sagen? Euer Christus ist klein? Nein, sie haben alle Respekt vor ihm. Sie haben mehr Respekt vor ihm als vor Gott. Von Gotteslästerung hört man zuweilen, aus unflätiger und dummer Menschen Munde; aber von einer Christuslästerung weiß ich nicht. Es scheint, daß die Menschenzunge sich weigert, den zu lästern, der am Kreuz die Arme ausgebreitet hielt den ganzen Tag, indem er sagte: er thäte es uns zu Liebe. Oder sollen sie sagen: Wir können ohne ihn fertig werden? Nun: Wenn ich an all die Unruh denke, in der die Menschen sich umtreiben, an die Leidenschaften und die Launen, welche Leben und Familie verwüsten, an den Geiz und die Habsucht des Reichen, der soviel Elend im Volk mit kalten Augen ansieht, an so viele Verbrechen und an so viele Verbitterung und an soviel hoffnungsloses Sterben: Es scheint, wir können nicht ohne ihn fertig werden. Oder wollen sie sagen: er ist uns so fern, und es ist soviel Ungewisses in seiner Geschichte; so sage ich: Seine Erscheinung steht deutlich vor den Augen Aller, die ihn lieb haben wollen.

So ist Jesus Christus unser Glaube.

Und nun! Dieser Jesus starb und wurde begraben wie alle Menschen. Aber das Grab konnte ihn nicht halten. Es konnte nicht. Es ist undenkbar und widersinnig. Er war dazu zu rein und zu sehr rein himmlischer Natur. Er hatte ein so köstliches Vertrauen zu Gott und seiner Sache. Er mußte mit Gottes Hülfe oder ohne sie heraus aus dem Tod. Gott half ihm. Er nahm ihn auf, wo er in seliger Ewigkeit wohnt. Wir aber trauen mit guter Zuversicht den Verheißungen, die er uns gegeben hat: daß wir nach vollendetem Lauf, gleich ihm, Gottes Haus betreten sollen, wenn wir ihm und seiner

Sache, welche die große Menschheitssache ist, treu gewesen sind. Das ist der Grund unserer großen Hoffnung.

Die Blätter sind beim Welken und Fallen. Die Menschen gehn ins Grab. Die Blätter mögen trauern; und die Menschen, die nicht an Christus glauben, mögen weinen, wenn sie welken. Denen aber, die den Heiland lieb haben, sagt der Apostel: „daß ihr nicht trauert wie die Andern, die keine Hoffnung haben!“ So trösten wir uns denn mit diesen Worten. Wir werden bei dem Herrn sein allezeit. Und dies Wort legen wir nun als einen Kranz, wertvoller als Lorbeer und Palmen, auf die Gräber unserer Toten. Amen.

Verzeichnis der im ersten Bande behandelten Stellen.

Psalm	31, 15—16a	27
	118, 28—29	163
	119, 133—134	172
Matth.	5, 17—26	117
	7, 7—11	81
	13, 42—44	134
	22, 1—14	153
	27, 15—31	51
Mark.	15, 21—47	61
Lukas	2, 1—20	15
	4, 14—30	36
	7, 36—50	143
	15, 11—32	108
	24, 13—35	70
Apg.	2, 1—14a und 37—41	89
Röm.	6, 19—23	125
	15, 4—13	5
1. Kor.	9, 24—27	43
Eph.	2, 19—22	98
1. Theff.	4, 13—18	180

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Soeben erschienen:

Leben und Wirken Jesu

nach historisch-kritischer Auffassung
von
Lic. **Rud. Otto**, Privatdocent in Göttingen.

Zweite neubearbeitete Auflage. Lwd. kart. 1 Mk. 35 Pf.

Die erste Auflage war 1901 als Manuskript gedruckt und ist in kurzer Zeit hauptsächlich in den beiden Städten Hannover und Göttingen abgesetzt. Über sie schrieb Professor Baumgarten in Kiel: „Die Schrift zeichnet sich aus durch völlige Offenheit der Kritik und schlichte Einfachheit der Position und läßt überall den Freund kirchlicher Fortentwicklung erkennen. Die Partieen über Jesu Wunder, über die Auferstehung und über Jesu Evangelium vom Gottesreich sind Muster der Popularisierung wissenschaftlicher Forschung."

Die Auferstehung des Herrn und seine Erscheinungen

von **G. Burkhardt**, Missionsdirektor a. D. in Herrnhut.

1902. Zweite wohlfeile Ausgabe. 18½ Bogen. Preis geh. 1,80 Mk.; gebunden 2,50 Mk.

„Jedermann wird für sein inneres Leben Stärkung und Belehrung aus diesem Buche schöpfen. Möge es in Familie und Kirche viel Segen stiften." (Christl. Welt 1899, 12.)

Gebete und Lieder für die Jugend

von **Johannes Zwick.**

Zum Gebrauch in Haus, Schule und Kirche

herausgegeben von

Friedrich Spitta.

1901. Geh. Mk. 2,40; geb. 3 Mk.

Christl. Welt 1900 Nr. 50: „. . . . jedenfalls denke ich mir die Sammlung am liebsten in der Hand der Eltern, die daraus auswählen und vorbeten; unentbehrlich scheint sie mir für jeden Leiter von Kindergottesdiensten und den Schullehrer, der mit seinen Schülern und Schülerinnen beten will."

Hess. K. Blatt 1901 Nr. 3; „. . . . Reiche Schätze, aus denen wir für Haus, Schule, Kirche, Kindergottesdienst fort und fort schöpfen können."

Katechet. Zeitschr. 1901: „Unser Eindruck ist der, daß wir hier eine Gabe von wirklich geschichtlichem Werte vor uns haben. Solche Gebete sind klassisch nach Inhalt und Ausdruck. . . . . Schönere Worte über die Summa des christl. Lebens z. B. können kaum gesagt werden."

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Kürzlich ist erschienen:

Die Sagen der Genesis

von

Lic. **Hermann Gunkel,**

Professor an der Universität Berlin.

2. durchgesehene Auflage. 76 S. Lex.-8. Preis 1 Mk. 50 Pfg.

(Sonderdruck aus dem Handkommentar z. Alten Testam., I. Abth. 1. Band: „Die Genesis", übers. u. erkl. von H. Gunkel. Mk. 9,80, in Halblederband Mk. 11,60.)

In dieser Schrift faßt Gunkel die wesentlichen Ergebnisse seines Genesis-Kommentars in einer für jeden Laien verständlichen Form zusammen. Welche Anerkennung Gunkels Werk auch außerhalb der theolog. Fachkreise gefunden hat, beweist u. a. eine Besprechung der **Preuß. Jahrbücher** 1901 (März), in der es heißt: „Auf keinem anderen Gebiet ist das viele Jahrhunderte hindurch geltende Bild durch die Ergebnisse der historisch-kritischen Forschung so fundamental umgestaltet worden, als auf dem der alttestamentlichen Wissenschaft. . . . Zu den hervorragenden Leistungen auf diesem Gebiete tritt nun der Genesis-Kommentar von H. Gunkel. Seine „Genesis" kann geradezu als eine **Musterleistung** bezeichnet werden, weil der selbständige und vielseitige Gelehrte hier ohne jede Voreingenommenheit alle stichhaltigen Ergebnisse dieser Wissenschaft in wahrhaft künstlerischer Form vereinigt hat. Der Verfasser hat völlig Recht, wenn er einem solchen Kommentar, der nicht nur für den Forscher als solchen, sondern mehr noch für den Studirenden, den Geistlichen, den Lehrer, ja den Gebildeten überhaupt bestimmt ist, die Hauptaufgabe stellt, auf Grund der Litterarkritik, Textkritik, Archäologie, Grammatik zu beantworten, was die Genesis eigentlich sagt, und wie ihre Erzählungen zu verstehen sind."

Das Evangelium der Armen.

Ein Jahrgang Predigten von **Bernhard Dörries.**

2. Auflage. 1899. Mk. 5.20; geschmackvoll geb. Mk. 6.—.

„Dörries Predigten sind eine That. Gewiß, es ist gewagt, so zu predigen, nicht nach Schema F, nicht mit sorgsam zugespitzter Disposition und künstlich aufgebauter Einteilung, nicht in der „Sprache Kanaans", sondern nach der Weise Luthers, daß man „dem gemeinen Mann aufs Maul sieht" und redet, wie ers verstehen kann. Und solches Wagestück könnte leicht zur Trivialität werden und in Manier umschlagen, wo nicht ein tiefer, vom Ewigen durchdrungener und gesättigter Geist dahinter steht. D. hat diese Gefahr vermieden; seine Predigten sind nach Form und Inhalt Musterpredigten für die Kinder unserer Zeit." — Ev. Gem.-Blatt f. Braunschweig 1899, Nr. 50.

Bemerkt sei noch, daß die Dörries'schen Predigten den Gebildeten keineswegs weniger als den gemeinen Mann fesseln.

Stanford University Libraries
3 6105 013 448 217

BV
257
F7
v. 1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.